No. 25. Jahrgang IV. Allgemeine Berlin, 21. Juni 1895.

Israelitische Wochenschrift

Jeschurun.

Herausgeber: A. Levin, Berlin.

Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post unsere Expeditionen und den Buchhandel

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Anoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

Hirt und Heerde.

Ein Zwiegespräch.

— . . . Sie irren, mein Freund, wenn Sie glauben, meine Söhne hätten in meinem Hause wenig oder gar keine Veranlassung finden können für die von ihnen an den Tag gelegte Abneigung gegen den heiligen Beruf, dem ich mein Leben geweiht. Im Gegenteil, sie hatten nur zu oft Gelegenheit — wie man zu sagen pflegt — hinter die Koulissen zu sehen, ich meine die mißlichen Uebelstände, die der geistliche Vertreter des Judentums in unseren Tagen zu erdulden, die Kämpfe, die er zu bestehen, die geringen Erfolge, deren er sich zu erfreuen hat, wahrzunehmen.

— Das ist mir freilich neu. Ich habe geglaubt, daß Ihr Stand in neuerer Zeit einen großen Aufschwung genommen und aus der Mißachtung, unter welcher er früher zu leiden hatte, zu verdienten Ehren gelangt ist, ja daß er sogar mancherlei Vorzüge genießt, namentlich wenn er mit Talent und Wissen ausgestattet ist.

— Dem Anscheine nach ist das richtig. Es werden an uns viel höhere Anforderungen gestellt, als in früheren Jahrzehnten und dafür wird uns auch im allgemeinen eine geachtetere Stellung eingeräumt und meist auch ein bedeutend höheres Gehalt gezahlt. Diese Vorzüge, um nicht zu sagen Vorteile, sind aber mehr Schein als Wirklichkeit, denn mit diesen Vorzügen haben sich auch ungleich mehr Mißstände eingestellt, so daß es schwer zu sagen ist, ob die frühere Zeit nicht doch zu preisen wäre vor der Gegenwart.

— Darf ich fragen, worin die Mißstände bestehen, auf die Sie hindeuten?

— Lasset Sie uns zuvor zu der Quelle derselben hinabsteigen; wir werden jene dann leichter begreifen. Diese Quelle ist eine zwiefache. Daß die jüdischen Gemeinden keinen einheitlichen Charakter mehr haben, daß die meisten mittleren und alle größeren Gemeinden aus den verschiedenartigsten Elementen, Richtungen und Stufen in religiöser, wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Beziehung zusammengesetzt, zusammengewürfelt sind, — das ist die erste Quelle.

— Sollte nicht der Geistliche über den Parteien stehen?

— Das ist eine undurchführbare Forderung. Ueber den Personen soll er sich wenigstens bemühen zu stehen; über den Parteien aber, — das ist eine Unmöglichkeit. Denn zuerst kann er seine eigene religiöse Ueberzeugung nicht verleugnen und dann führt ihn der erste Schritt in seinem Amte irgend einer Partei zu. Ist er selbst orthodox gesinnt so wird er alsbald von den Reformbedürftigen perhorresziert und verliert allen Einfluß auf sie. Gehört er zu diesen selbst, so zieht er sich die Gegnerschaft der Orthodoxen zu. Strebt er, sei es aus Ueberzeugung, sei es aus Rücksichten, nach einer gewissen Mitte, so genügt er keiner Seite. Denn die Orthodoxie ist ein abgeschlossenes Ganzes und vergiebt ihm die Abweichung vom geringsten Minhag niemals. Der andern Seite aber genügt er ebenso wenig, weil sie alles, was er beabsichtigt und thut, für halb ansieht und mißachtet. Hierzu kommt, daß er gerade bei denen, welche eine Umgestaltung wollen, in der Regel keine dauernde und kräftige Unterstützung findet. Während diese ebenso gut wie die Orthodoxen den Geistlichen verurteilen, wenn er ihren vorgefaßten Ideen sich nicht fügt, lassen sie ihn in der Regel doch im Stich, wenn er wirkliche Schritte dahin thut. Teils stellen sie der Rührigkeit und Entschiedenheit der orthodoxen Partei einen sehr schwächlichen Widerstand entgegen, teils hat das Alte über sie unbewußt noch so viel Gewalt, daß ihnen das Neue, wenn es selbst eingeführt wird, innerlich wenig zugesagt und sie sich leicht bestimmen lassen, es wieder aufzugeben. Der Sündenbock bleibt dann immer der Geistliche. Entschließt sich endlich dieser, gar nichts zu thun, sondern nur eben seinen naheliegenden Pflichten nachzukommen, so wird er von allen Seiten als ein Müßiggänger, der sein Amt und die Pflichten desselben vernachlässigt, angefeindet.

— Dies ist freilich eine sehr mißliche Stellung.

— Sie wird aber noch durch die zweite Quelle des Uebels getrübt. Diese besteht in der religiösen Gleichgiltigkeit und Bedürfnislosigkeit, von welcher gegenwärtig die große Mehrzahl der Juden gleich den Bekennern anderer Religionen heimgesucht ist. Glauben Sie nicht, daß ich etwa diese nur auf einer Seite finde; die sogenannten Orthodoxen teilen nach meiner Erfahrung dieses Geschick mit ihren Brüdern. Sie sind wohl eifrig in der Uebung der alten Bräuche und Satzungen, wie sie es gewohnt sind; auch erheben sie ein großes Geschrei, wenn irgendwie eine Abweichung davon vor

sich gehen soll. Als Opponenten sind sie höchst thätig und zu fürchten. Dies ist aber auch alles. Eine wahre Begeisterung, ein innerlich geistiger Eifer für die Gotteslehre fehlt auch ihnen in der Mehrzahl. Es ist ihnen nicht darum zu thun, Thora zu lernen, dafür Opfer zu bringen, sich damit zu beschäftigen und alles zu begünstigen, was dahin zielt, sondern es lebt auch in ihnen nur ein schwacher Funke dafür, und wo dies nicht so scheint, ist es gemacht und von keiner Dauer. Ich habe hierin Erfahrung genug gemacht, und darum sind in den meisten Gemeinden alle Veranstaltungen zum „Lernen" untergegangen; darum lassen die Orthodoxen ihre Kinder ebenso wenig gründlich in Bibel und Talmud unterrichten wie die andern. Glauben Sie aber nicht, daß der Prediger hierdurch blos aus dem Grunde sich verletzt fühlen wird, weil seine Anstrengungen deshalb wenig geehrt werden, sondern weil ihm dadurch jede Befriedigung über die innern Erfolge seiner Lebensthätigkeit verkümmert werden. Er kann sich nicht sagen: thue unbekümmert deine Pflicht, du wirst Gutes und Bedeutendes wirken. Er kann dies nicht, weil er nichts davon vor sich sieht.

— Ist dies Urteil, wertester Herr Doktor, nicht zu hart? Muß der geistliche Lehrer sich nicht mit dem Bewußtsein trösten, daß der Herr schon die Saat aufgehen lassen werde, wenn sie fleißig und mit bestem Willen gesäet worden?

— Ja, dies wird er für seine Person thun; damit aber kann er andere nicht von dem zurückbringen, was sie zu sehen glauben. Gehen Sie in eine Synagoge hinein und lassen Sie den besten Redner die Kanzel besteigen, der mit aller Kraft und aus der Fülle des Herzens predigt, auch jeden Parteistandpunkt und Anstoß vermeidet: Sie werden — Rosch haschanah und Jom Kippur ausgenommen, oder etwa in den größten Städten, wo stets ein großer Zufluß von Fremden ist — die Synagoge leer finden und der Prediger verliert seine besten Worte und die Tropfen des Schweißes an eine geringe Zahl Zuhörer und an leere Bänke. Hat er den größten Eifer auf den Religionsunterricht verwendet und trotz der Eltern einigen Raum in den Herzen der Jugend gewonnen: sobald diese den Unterricht verlassen hat, sieht er sie nicht wieder; die Knaben kommen in die Lehre oder besuchen höhere Anstalten, die Mädchen nehmen ihren Platz im Hause ein und damit sind sie der Synagoge und dem Lehrer bis auf seltene Gelegenheiten entzogen. Trifft er sie wieder, so sind sie in der Regel ihm und seiner Sache entfremdet. Was läßt sich da Großes von Wirksamkeit und Erfolg sagen, wenn man sich nicht selbst täuschen will?

— Indes ist doch die soziale Stellung des Predigers eine viel bessere und ehrenvollere geworden!

— Da berühren Sie erst einen andern wunden Fleck. Ich habe Ihnen zuerst die Schwierigkeit der allgemeinen Stellung des Predigers innerhalb der verschiedenen Parteien und Elemente seiner Gemeinde gezeigt. Hierzu kommen nun noch die persönlichen Beziehungen, von denen doch niemand frei bleiben kann. Es ist beispielsweise kaum zu vermeiden, daß der geistliche „Beamte" der Gemeinde mit und ohne Willen im Laufe seiner Amtsdauer bald bei diesem bald bei jenem durch irgend eine kleine Veranlassung Anstoß erregt. Der eine wird ihm feind, weil er sich nicht genug geehrt von ihm glaubt, weil er sich in irgend einer Höflichkeitspflicht zurückgesetzt meint, der andere, weil er eine Anforderung an den Prediger stellte, die dieser nicht erfüllen konnte. Ich versichere Sie, daß da Dinge vorkommen, die allen Glauben übersteigen und von denen ich Ihnen manches Ergötzliche mitteilen könnte, das aber immer seine unangenehme, wenn nicht traurige Seite hat, denn gerade solche Gegnerschaft ist die unversöhnlichste. Da der Geistliche seine Besoldung aus der Gemeindekasse erhält, so denken sich die Leute ihn gar zu sehr als ihren Diener, als den, den sie bezahlen und der also von ihnen abhängig ist. Was wollen Sie nun in sozialer Beziehung? Besuchen Sie das Haus eines meiner Kollegen und beobachten Sie seine Verhältnisse. Gerade in den Häusern der gebildeteren Familien kann er in der Regel gegenwärtig kein Tischgenosse sein und der Umgang mit ihnen vermindert sich daher äußerst. Wählt er seine geselligen Beziehungen eine Stufe tiefer, so mißachtetet ihn der andere Teil. Doch lassen wir dieses Thema fallen; es ist gerade der delikateste Teil.

— Die Verhältnisse sind freilich sehr mißlich.

— Gewiß, und wenn nun auch der gereifte Mann über alle diese Schwierigkeiten um der Sache willen, der er lebt und die seinen ganzen Geist ausfüllt, hinwegsieht, so können Sie es doch der Jugend nicht verargen, wenn diese davor zurückschreckt. Die Anforderungen in wissenschaftlicher Beziehung sind an uns jetzt außerordentlich hoch gestellt. Der Prediger soll nach allen Seiten hin gründlich wissenschaftlich unterrichtet sein und muß es sein; er soll das ganze ungeheure talmudische und rabbinische Gebiet sich angeeignet haben und muß dies haben; er soll bedeutende Rednertalente besitzen, und dies ist noch der wesentlichste und erfolgreichste Teil seines Wirkens; er soll die Weltkenntnis besitzen, um nachhaltig mit den Menschen fertig zu werden und auf sie Einfluß zu üben, und dabei dennoch einen festen Charakter erweisen, denn jede Schwankung wird ihm nachgetragen. Wenn eine so große Aufgabe dem Jüngling, wenn er anfängt klar zu sehen, voraussichtlich wird, — was Wunder, daß er davor zurückschreckt und sich eine andere Bahn erwählt! Hier haben Sie die Antwort auf jene Frage, die den Ausgangspunkt unserer Unterhaltung bildete, — auf die Frage nämlich, weshalb keiner von meinen Söhnen Theologe geworden ist.

— Mit allem diesen haben Sie aber nur Anschuldigungen auf die Gemeinden, oder besser gesagt, auf die einmal vorhandenen Verhältnisse und Zustände in den Gemeinden ausgesprochen. Liegt aber nicht auch viel Schuld an ihren Kollegen selbst? Ueberlassen sie sich nicht oft genug hierarchischen Gelüsten, die zum Widerstande führen müssen. Ueberschätzen sich nicht viele und machen auf eine Verehrung Anspruch, welche unsre Zeit niemandem mehr einräumt?

— Sie haben vollkommen recht. Sie würden mich auch gänzlich mißverstanden haben, wenn Sie glaubten, daß ich hiermit die Gemeinden selbst angeklagt haben wollte. Es sind Verhältnisse und Zustände, die einmal aus der Eigentümlichkeit unserer Zeit hervorgegangen sind, die niemand gemacht hat und niemand anders machen kann. Daß nun unter solchen prekären Verhältnissen nicht wenige Kollegen nicht selten auch fehlgreifen und persönlich jene gerügten Uebelstände teils hervorrufen, teils vermehren, wie könnte es anders nur vorausgesetzt werden? Dafür sind wir alle Menschen, und der Gereizte irrt um so leichter. Wenn ich aber billiger Weise im allgemeinen die Gemeinden an sich nicht anklage, so kann ich ebenso wenig im allgemeinen meine Berufsgenossen beschuldigen, und wenn einzelne Gemeinden sich besonders durch Zerwürfnisse und unangenehme Vorgänge hervorthun, so mögen immerhin auch einzelne Kollegen unangemessenen Gebahrens beschuldigt werden. Wir haben, werter Freund,

ja nur die allgemeinen Verhältnisse in Erwägung gezogen, von denen einzelne Gemeinden sich auch frei zu erhalten und eine rühmliche Ausnahme zu machen wissen. Aber nicht zu vergessen ist, daß für hierarchische Gelüste der Geistlichen in unsern Tagen wenig Raum ist, da in der Regel die Eifersucht der Vorstände gegen diese genugsam wacht, und ebenso ist der Fahrlässigkeit des Predigers durch den Eifer der Gemeindebehörden leicht entgegen zu wirken. Auch dürfen Sie nicht glauben, daß ich mit meinen Auslassungen der Besserung und Hebung unserer Angelegenheiten in der Zukunft alle Hoffnung absprechen, alle Aussicht abschneiden wollte. Die Gemeinden werden sich entwickeln, ihre innere Organisation sich stärken, ihre Ziele sich klären und befestigen, ihr Gemeinsinn und ihre Würde sich heben; nicht minder wird mein Stand durch die Prüfungen und Kämpfe, die er durchzumachen hat, reifen und seines wahren Berufes bewußter und sicherer werden. Damit werden die Schwierigkeiten sich ebnen und die Mißhelligkeiten sich ausgleichen. Dies ist meine feste Ueberzeugung, die zwar an der Beschaffenheit der Gegenwart nichts ändern, aber doch den Blick in das Kommende erfreulicher machen wird. . . .

Berliner Allerlei.

Von M. A. Klausner.

Als ich in der vorigen Nummer dieses Blattes mit den Herren Antisemiten eine Auseinandersetzung pflog, wußte ich noch nicht, daß mittlerweile die Herren vom sogenannten liberalen Komité in einer von ihnen veranstalteten Bezirksversammlung auf das Zeugnis der Antisemiten sich berufen hatten. Was sie damit beweisen wollten, ist mir aus den Berichten nicht klar geworden. Dürfte man Logik bei ihnen voraussetzen, so müßte man annehmen, nach ihrer Ansicht hätte man nicht das Recht, eine geschichtliche Wahrheit zu erwähnen, sobald die skrupellosen Gegner aus dieser Wahrheit Kapital schlagen könnten. Die Logik aber ist jener Herren starke Seite nicht. Sie lieben die Logik so wenig wie das Licht und die Offenheit, gefallen sich vielmehr in Andeutungen, die ungreifbar sind und zuweilen von Ahlwardtschen Verleumdungen sich nur durch den Mangel an Mut unterscheiden. Wenn sie das als ihre berechtigte Eigentümlichkeit ansehen, so will ich nicht streiten; doch soll es mich nicht abhalten, sie zu beleuchten und ihnen heimzuleuchten.

Die Nummer 24 der Allgemeinen Zeitung des Judentums vom 14. d. M. bietet hierzu vortreffliche Gelegenheit, denn sie ist besonders reichhaltig — durch zwei Beilagen —, sie wird von der Redaktion selbst als mustergiltig durch Massenversendung anerkannt und bezeichnet, und sie identifiziert sich durch ihren Inhalt mit den Bestrebungen des sogenannten liberalen Komités.

Mit den Beilagen fange ich an.

Die erste Beilage ist ein Reklamezettel, der das Blatt als „ein Organ vornehmen Stils“ ausgiebt. Wenn der schlechte Stil im Verein mit souveräner Verachtung der Folgerichtigkeit und der Sprachgesetze der vornehme Stil ist, so läßt sich gegen diese Selbstanpreisung als auf Wahrheit beruhend nichts einwenden.

Die zweite Beilage ist der an dieser Stelle von mir bereits gewürdigte Aufruf des liberalen Vereins, der im reinsten galizischen Deutsch des Herrn Karl Emil Franzos die Juden Berlins dafür zu sorgen einladet, daß ihre Kinder „auch Deutsche der Empfindung nach bleiben.“

Das Blatt selbst beginnt mit einem Leitartikel, der „Gleiches Recht für Alle!“ überschrieben ist. Seinen Inhalt bildet eine Wehklage über die bösen Konservativen, die in der Berliner Repräsentantenversammlung durchgesetzt haben, daß in einem der von der Gemeinde für die hohen Feiertage gemieteten Säle im Osten unserer Stadt die gottesdienstliche Ordnung der orthodoxen Synagoge eingeführt wird. Die Repräsentanz, die solchergestalt in den Verdacht gebracht wird, ungebührliche Ansprüche der Konservativen zu begünstigen, habe „als ausschlaggebendes Motiv einfach und ohne jede weitere Begründung die Thatsache hingestellt, daß die jüdische Bevölkerung des Ostens vorwiegend konservativ sei.“ Ich meine, die Rücksicht auf Gesinnung und Wunsch der Mehrheit wäre ganz korrekt. Die Redaktion der Allgemeinen Zeitung des Judentums ist dieser Meinung nicht. Sie findet, daß die sogenannten Liberalen vergewaltigt und einem Gewissensdruck ausgesetzt worden sind. Zunächst bestreitet sie, daß im Osten eine konservative Mehrheit vorhanden sei. Die gegenteilige Behauptung stehe in der Luft, „da es Gott sei Dank noch keine Statistik der Glaubensmeinungen giebt.“ Unmittelbar hieran knüpft sie die Versicherung: „die Thatsache, daß im Osten eine ansehnliche liberale Minorität vorhanden, könnten wir gerade statistisch belegen.“ Woraus hervorgeht, daß es eine Statistik der Glaubensmeinungen Gott sei Dank noch nicht giebt, wo sie eine konservative Mehrheit anzeigen könnte, daß aber die statistischen Belege sich einfinden, wenn es gilt, eine ansehnliche Minderheit der sogenannten Liberalen zu bescheinigen. Der Autor des Artikels leitet aus dem Umstande, daß man die Wünsche der Mehrheit den Wünschen der Minderheit gegenüber für berücksichtigenswerter gehalten, Anlaß zu der Klage her, es sei der Grundsatz gleichen Rechtes für Alle nicht beobachtet worden. Woraus wiederum hervorgeht, daß nach Anschauung der sogenannten Liberalen jener Grundsatz gewahrt ist, wenn um einer liberalen Minderheit willen die konservative Mehrheit vergewaltigt wird, daß er aber verleugnet wird, wenn die Minorität vor der Mehrheit zurückstehen muß.

In demselben Artikel wird von einem Posener Vorschußverein erzählt, der in Erfüllung seiner Aufgabe, die Ausbildung jüdischer Knaben für das Handwerk zu fördern, herkömmlich die Knaben nur bei solchen Meistern unterbrachte, bei denen sie an Sabbaten und Festtagen nicht beschäftigt wurden. Als vor einiger Zeit die Revision des Vereinsstatuts notwendig wurde, habe die orthodoxe Mehrheit eine Bestimmung eingefügt, daß der Vorschußverein nur solchen jungen Leuten Beihülfe gewähre, die die Sabbatheiligung beobachten. Hiergegen habe die liberale Partei Widerspruch erhoben. „Aber sie wollte durchaus keinen Gewissenszwang ausüben, sie verlangte keineswegs, daß etwa den zu unterstützenden Lehrlingen das Arbeiten am Sabbat zur Pflicht gemacht werde, sie wollte nur verhindern, daß die Unterstützung von der Beobachtung des Sabbats abhängig gemacht werde.“ — In diesem Falle bin ich mit der Haltung der Posener Liberalen durchaus einverstanden. Jüdische Knaben, die nach eigenem Willen oder nach dem Willen ihrer Eltern oder Vormünder am Sabbat zu arbeiten bereit sind, sollen unter keinen Umständen durch die Drohung mit Entziehung oder Entgang von Benefizien zur Heuchelei verführt werden, und die Erweisung von Wohlthaten, das ist die Erfüllung einer vornehmsten Pflicht unserer Religion, darf keine Rücksicht auf Gesinnung des zu Unterstützenden kennen. Doch wenn ich mit den Posener Liberalen einverstanden bin, so bin ich es keineswegs mit

ihrem Fürsprech in der Karpeles-Mosse'schen Zeitung. Die Posener Orthodoxen handeln vielleicht engherzig, aber Gewissenszwang üben sie nicht und ihr Verfahren darf nicht in die Parallele gestellt werden mit der Forderung, den zu unterstützenden Lehrlingen das Arbeiten am Sabbat zur Pflicht zu machen. Die Posener Liberalen haben sich solcher Forderung auch nicht schuldig gemacht. Ein solcher Gedanke konnte nur in dem Kopfe eines Berliner sogenannten Liberalen entstehen. Denn hier hat thatsächlich die angeblich liberale Mehrheit der Repräsentantenversammlung — dieselbe Mehrheit, der von der Allgemeinen Zeitung des Judentums, wie oben mitgeteilt, ungebührliche Connivenz gegen die Orthodoxie in geheuchelter Entrüstung zum Vorwurf gemacht wird — ein Legat anzunehmen beschlossen, dessen Verwendung an die schmähliche Bedingung geknüpft war, daß von ihm nur genießen durfte, wer zur Uebertretung der Sabbatgebote sich verpflichtete! Zur Uebung solchen Gewissenszwanges war die angeblich liberale Mehrheit der Berliner Repräsentantenversammlung, war selbstverständlich der angeblich liberale Berliner Gemeindevorstand bereit, und nur ein Zufall hat gehindert, daß die Berliner Gemeinde mit der herabwürdigenden Verwendung solchen Legates sich belastete. Der galizische Aufruf der Berliner sogenannten Liberalen aber, der ausdrücklich verspricht: „wir wollen niemals Gewissenszwang üben“, fordert zugleich zur Unterstützung der Gemeindeverwaltung auf, die jenen unerhörten Beschluß gefaßt hat, einen Beschluß, den sogar die Allgemeine Zeitung des Judentums als Ausdruck des Gewissenszwanges zu bezeichnen nicht umhin kann. —

Die Reklame-Nummer der Allgemeinen Zeitung des Judentums enthält ferner einen Vortrag, den Oberlehrer Dr. Blaschke über den jüdischen Religionsunterricht an den öffentlichen Schulen Berlins in einer Bezirksversammlung des sogenannten liberalen Vereins gehalten hat. Den Vortrag habe ich seinerzeit gehört. Er ist nicht vollständig wiedergegeben. Es fehlt der wichtigste Passus darin, nämlich das Geständnis des Herrn Blaschke, daß der Besuch des fakultativen jüdischen Religionsunterrichts einzig an der Anstalt fast allgemein geworden, an der von seiten des Leiters der Anstalt zur Benutzung der Unterrichtsgelegenheit mit sanftem Zwange angehalten wird. Dieser Passus, schriftlich niedergelegt, hätte in unbequemer Weise an die Richtigkeit der von mir aufgestellten Forderung der Einführung obligatorischen Religionsunterrichts erinnert. Solche Forderung aber entspricht nicht der Bescheidenheit des Herrn Dr. Blaschke, der von Herzen zufrieden ist, daß an den königlichen und städtischen höheren Lehranstalten Berlins blos 1448 jüdische Schüler nicht die Möglichkeit haben, jüdischen Religionsunterricht zu genießen, während eine erheblich größere Zahl den Unterricht genießen kann — wenn sie will. Daß sie aber nur will, wo Zwang angewendet wird, das wird geflissentlich verschwiegen. Die Blaschke'schen Zahlen sind übrigens unvollständig. Von den 4216 jüdischen Schülern der höheren Knabenschulen Berlins hat nur die Hälfte — 2161 — die Möglichkeit jüdischen Religionsunterricht an den von ihnen besuchten Schulen zu empfangen.

Zum Ersatz für den unterdrückten Passus, den ich ungern vermisse und deshalb an dieser Stelle einzuschalten mir die Freiheit genommen, hat Herr Blaschke ad usum der Karpeles-Mosse'schen Zeitung einige Sätze zugefügt, die er nicht gesprochen. Hier sind sie:

„Unter diesen Verhältnissen (nämlich bei dem verschiedenen Maße der Beteiligung am jüdischen Religionsunterricht in den städtischen höheren Töchterschulen) kann man keiner Behörde irgend einen Vorwurf machen; da aber Zufriedenheit Ruhe und Frieden im Gefolge hätte, so sucht man einen andern Prügeljungen. . . . . Ist es denn wirklich unbekannt, daß und wo man für berechtigte Klagen Gehör findet? Wer auf Umwegen schleicht, dem wird es vielleicht gelingen zu zerstören, nimmermehr aber aufzubauen oder das, was der Verbesserung bedürftig und fähig ist, aufzufinden.“

Um Gott, Herr Blaschke! warum so aufgebracht? Ich gebe ja zu, daß Zufriedenheit Frieden im Gefolge hat. Auch bin ich bereit anzuerkennen, daß es zum mindesten nicht ratsam ist, auf Umwegen zu schleichen, wenn man aufbauen will. Im Schleichen, es sei auf Umwegen oder geraden Wegen, kann man meines Erachtens überhaupt nicht bauen, wogegen es schon eher denkbar ist, daß jemand auf Umwegen schleichend das findet, was der Verbesserung bedürftig und fähig ist. Doch um alles in der Welt, Herr Blaschke, wer schleicht denn auf Umwegen?

Sie werden mir die Antwort schuldig bleiben, und darum will ich sie Ihnen geben: Ihr sogenannter liberaler Verein ist es, der auf Umwegen schleicht, der sich liberal maskiert und Fortschritt und Entwickelung predigt, der aber sich nicht getraut, offen zu sagen, was er will, um die Wähler in der Täuschung festzuhalten, und der nicht ein Aufbauen im Sinne hat, sondern die Zerstörung und Verwüstung des Judentums. Ihr sogenannter liberaler Verein ist es, der sich anmaßt, das Judentum „entwickeln“ zu wollen, während er das Judentum nicht kennt und, wo er irgend kann, verleugnet! —

Eine Ergänzung zu dem Blaschke'schen Vortrage bietet ein Artikel über den jüdischen Religionsunterricht in den Berliner Kommunalschulen, vermutlich von dem Zögling einer Unterklasse dieser Schulen verfaßt. Der brave Junge, der ungerechter Weise nicht genannt ist, beginnt mit der Bemerkung, daß auf jeden Unbefangenen die Wärme wohltuend wirken kann, mit der die verschiedensten Kreise sich der Frage des jüdischen Religionsunterrichts angenommen haben, und fährt dann fort:

„Ob die Beweggründe zu dieser Bewegung immer in dem heiligen Eifer für die höchste religiöse Pflicht eines jeden Juden, seine Kinder mit dem Wesen, der Geschichte und den Quellen der väterlichen Religion bekannt zu machen, gelegen haben, ob nicht auch manchmal diese rein weltlicher Natur gewesen sind, wollen wir hier ununtersucht lassen.“

Warum so schüchtern, lieber Junge? Bei Deiner Begabung wird es Dir nicht schwer fallen, bald genug herauszufinden, daß „heiliger Eifer“ nur Dich selbst beseelt, die Andersgesinnten aber Beweggründe „rein weltlicher Natur“, wie Du Dich zart ausdrückst, zur Teilnahme an der Bewegung veranlassen. Bezüglich der Logik stehst Du ganz auf der Höhe Deiner Freunde in der Allgemeinen Zeitung des Judentums. Du erzählst deren Lesern auf der einen Seite, daß die Vorwürfe wegen mangelnder religiöser Ausbildung der Jugend in moralischer Beziehung in erster Reihe gegen die Eltern gerichtet werden müßten, und erwähnst schon auf der nächsten Seite als Beweis für den erfolgreichen jüdischen Religionsunterricht in den Berliner Kommunalschulen den Umstand, daß die Eltern der Kinder sich Mühe gegeben haben und noch geben, ihre Kinder in Kommunalschulen unterzubringen, in denen jüdischer Religionsunterricht erteilt wird. Du fügst sogar hinzu:

„Und gerade die jüdischen Eltern aus den Bevölkerungsschichten, aus denen sich die Kommunalschulen rekrutieren, haben für alles, was Religion betrifft, einen sehr regen Sinn und eine geschärfte Urteilskraft und wollen sicherlich nicht nur ihr Gewissen salvieren, sondern wollen eine wirklich und wahrhaft religiöse Erziehung ihrer Kinder. Jedenfalls haben sie hierfür ein regeres Interesse und auch ein ungetrübteres Urteil sich bewahrt, als jemand, der in öffentlichen Ver-

sammlungen Reden hält über den mangelnden Religionsunterricht der heranwachsenden jüdischen Jugend, seine eigenen Kinder aber an dem christlichen Religionsunterrichte der Schule teilnehmen läßt."

Wenn nach Deinem eigenen Zeugnis die Eltern mit Eifer die Gelegenheit benutzen, ihren Kindern jüdischen Religionsunterricht erteilen zu lassen, so kann der Vorwurf wegen mangelnder religiöser Ausbildung der Jugend nicht die Eltern treffen. Du hast zuviel beweisen wollen, und das mußte mißraten. Du bist eben noch jung, bist gar noch nicht gescheit genung, machst Deine Sache schlecht. Im Hause des Gehängten spricht man nicht vom Strick, im Verein der nur zufällig noch nicht Getauften nicht in mißbilligendem Tone von der Teilnahme jüdischer Kinder am christlichen Religionsunterricht der Schule. Sieh Dir nur einzelne Unterzeichner des sogenannten liberalen Aufrufs an, wie sie Dir zublinzeln, Du sollest schweigen! —

In den Bezirksversammlungen des sogenannten liberalen Vereins hat dessen Redner in Ausführung des in galizischem Deutsch abgefaßten Aufrufs mit großem Eifer versichert, die deutschen Juden seien nur Deutsche, nichts als Deutsche. In der letzten dieser Versammlungen wurde, wie eingangs erwähnt, das Zeugnis der vereinigten Antisemiten gegen mich aufgerufen, weil ich von der jüdischen Stammesgemeinschaft gesprochen.

Der Zufall, dieser große Humorist, will es nun, daß gerade in der Reklame-Nummer der Allgemeinen Zeitung des Judentums ein Aufsatz über A. Bernstein von Karl Emil Franzos, dem Verfasser jenes galizischen Aufrufs, sich findet, der uns deutschen Juden Treue „für" unser deutsches Volk und Vaterland zu predigen sich herausnimmt, und daß dieser Aufsatz folgende Stelle schmückt:

„Schon das wäre Schwierigkeit genug, eine weit größere z. B., als dem deutschen Leser Geschichten aus slavischem Dorfleben zu erzählen; der Anschauungskreis eines Naturvolkes ist ein begrenzter, seine Lebensbeziehungen einfach; hier aber haudelt es sich um ein *uraltes Kulturvolk* mit tausend und abertausend feinst ausgebildeten, zugespitzten, ja überspitzten Lebensformen."

Dieses „*uralte Kulturvolk*", von dem Franzos spricht, sind die deutschen Juden aus der Mitte dieses Jahrhunderts, es sind die deutschen Juden von Fordon, die A. Bernstein so köstlich geschildert hat!

Franzos fährt fort:

„Nun wohl, wird man sagen, etwa dieselbe Schwierigkeit, die Bulwer besiegen mußte, wenn er altrömisches, Flaubert, wenn er karthagisches, C. F. Meyer, wenn er italienisches Leben der Renaissance zu schildern hatte. Nein, erwidere ich, eine größere, denn die alten Karthager sind tot, *die Juden aber leben noch und sind noch heute, was sie vor Jahrtausenden waren*: ein Gegenstand des Hasses, des Vorurteils, im besten Falle für einige ein Gegenstand des Mitleides, kurz einer Empfindung, die ein sachliches Urteil behindert."

Die greinende Salbaderei zu würdigen, die für den gerechten Stolz der Juden kein Verständnis und kein Wort übrig hat, ist hier so wenig der Platz wie für die Zurückweisung des ganzen ästhetischen Fehlurteils — den Ghetto- und Judengeschichten ist das Interesse an den Juden, das ein liebendes von seiten der Juden, ein Kuriositätsinteresse von anderer Seite war, mächtig zu Hilfe gekommen — nur den Zufall wollen wir betonen, daß der Galizier Herr Franzos mit der „Treue für unser deutsches Volk und Vaterland" gerade in der Reklame-Nummer der Allgemeinen Zeitung des Judentums Zeugnis ablegen mußte dafür, daß die deutschen Juden aus der Mitte dieses Jahrhunderts ein *uraltes Kulturvolk* waren und daß *die deutschen Juden noch heute sind, was sie vor Jahrtausenden waren*. Das ist zwar nicht wahr; aber es ist überaus belustigend, daß dieser Ausspruch an dieser Stelle von diesem Manne gethan werden mußte.

Zum Schlusse die Ergänzung einer früheren Bemerkung: Ich sagte schon einmal, daß ich der Mehrzahl der Mitglieder des sogenannten liberalen Komités eine absichtliche Irreführung nicht zutraue. Sie sind selbst in der Irre. Sie wähnen, das Judentum, das sie nicht kennen, reformieren zu *können* — „entwickeln" nennen sie das — und sie glauben, es reformieren zu *sollen*, eben weil sie es nicht kennen. Sie wissen nicht, was das Judentum ist, und wenn sie nach dem Wesen des Judentums befragt werden, so geben sie eine Auskunft, die nicht unjüdisch ist, aber vom spezifischen Judentum nichts hat. Sie glauben nicht an Jesus und nicht an Mohamed; deshalb sind sie nicht Christen und nicht Mohamedaner. Doch weshalb sie Juden sind, und wie man ein Jude ist, davon haben sie keine Ahnung.

Darum fühlen sie den inneren Drang, das Judentum zu reformieren.

Wer möchte an der Berechtigung zweifeln?

Die Privatgemeinden in Berlin.

Von Bar Minan.

VI.

Die Gemeinde hat sich konstituiert; Vorsteher und Repräsentanten sind nach berühmten Mustern gewählt, und da die Wahl keiner Bestätigung bedarf, so treten sie bald in volle Aktion. Man verfügt über die Beiträge von 100 ordentlichen Mitgliedern à 6 Mark, über den Ertrag der Miete von 200—300 Sitzen in dem Betlokal und über die beim Gottesdienst gespendeten „Nedorim". In allen Gemeinden, die den dreijährigen Cyklus in der Thoravorlesung eingeführt haben, in fast allen Gemeinden Mitteldeutschlands und der Provinz Schlesien hat die Versteigerung der Mizwos, Mischeberach-Spenden längst aufgehört; in den Privatsynagogen in Berlin steht dieser Brauch noch in voller Blüte. Und nicht ganz mit Unrecht. Der Verein zahlt an Mieten mindestens 1000 M. — über die Gehälter der Beamten sprechen wir weiter unten; — er hat in der That Verpflichtungen, die nur durch außerordentliche Einnahmen gedeckt werden können, und die Beamten — von den Batlonim bis zu dem Raw — acceptieren auch gerne den kleinen Nebenvenverdienst „Matono limworchim"! Verirrt sich einmal ein Fremder, d. h. ein Nichtmitglied, nach einer solchen Betstube, oder hält jemand dort Jahrzeit, so muß er beim Aufrufen spenden, denn der Alijah entgeht er nicht. Ganz ungeschoren kommt so ein „Jahrzeiter" übrigens in *keiner* Synagoge davon, — nimmt auch die große Gemeinde keine Spenden, — der Schammes ist nirgends ein Kostverächter und weiß den fremden Kaddischsager aus der hintersten Ecke hervorzuholen, damit er wenigstens am Schlusse des Gottesdienstes bei dem Schirhajichud die heilige Lade und weiter am Schlusse auch sein Portemonnaie öffne.

Die Synagoge resp. der Gottesdienst ist nicht Hauptaufgabe der Privatgemeinde und wird auch nirgends als besonders segensreich wirkend betrachtet und bezeichnet. Das Schmerzenskind sämtlicher Privatgemeinden ist die

Religionsschule, die nicht allein für die Kinder der Mitglieder ein Bedürfnis sein könnte, sondern als Reklame dienen muß. Es ist ja traurig genug, daß die Hauptgemeinde so lange gezögert und noch zögert, in allen Stadtteilen gutgeleitete Religionsschulen zu errichten, aber einem fühlbaren Mangel hat noch keine Privat-Religionsschule abgeholfen. Eine Schule, gleichviel welche Disziplinen darin gelehrt werden, kann nur dann Erfolg haben, wenn in erster Reihe das Lehrpersonal stabil ist. Hier sind es weder die Lehrer noch die Schüler, beide Teile wechseln fast in jedem Semester, und jeder Lehrer, und wenn er auf dem Niveau des früheren Melamed steht (eine solche Erscheinung ist bei den Angestellten der Privatgemeinden gar nicht unmöglich), jeder Lehrer, oder wie er sich lieber nennt und ohne pekuniäre Opfer genannt wird — Dirigent unterrichtet lustig darauf los, ohne sich um einen systematischen Lehrplan zu kümmern. Fast jede Privatreligionsschule hat andere Lehrbücher. Ich habe fünf verschiedene biblische Geschichtsbücher in ebensoviel Schulen vorgefunden. Genau so verhält es sich mit dem Leseunterricht; es sind Fibeln von Rahmer, Steinschneider und Horwitz im Gebrauch, ebensoviele Lehrbücher für die systematische Religionslehre, die nachgerade alle überflüssig geworden.

Hier muß eingesetzt werden, sollen unsere Religionsschulen in der größten Gemeinde Deutschlands nur ebensoviel leisten, wie die einer gutgeleiteten Provinzialgemeinde.

Aufgabe der Hauptgemeinde ist es nicht allein, für die Vermehrung dieser Schulen zu sorgen, was ja jetzt zum Teil geschieht, sondern ein einheitlicher Lehrplan, von fähigen und bewährten Pädagogen ausgearbeitet, muß als erste Grundlage dienen, denn die Direktion eines Rabbiners giebt noch lange keine Gewähr, daß die Schule im pädagogischen Sinne geleitet wird. Nach diesem Lehrplan mögen dann auch die Lehrer in den Privatschulen unterrichten, dann kann auch ein Gelegenheitsinspektor die Fortschritte kontrollieren. Es ist vorgekommen, und der Schreiber dieser Kulturbilder ist bereit, den Wahrheitsbeweis dafür anzutreten, daß zwei von einer subventionierten Nebengemeinde dazu beauftragte Mitglieder, die im vollen Wortsinn als Analphabeten in hebraicis bekannt waren, eine Schule inspizierten und ihr Urteil dahin abgaben: die Kinder können nicht „dawnen"! Die biblische Geschichte, die der Lehrer exerzierte, blieb unverstanden, bei der Religionslehre bemerkten die Inspektoren, das sei „Mumpitz", aber da ein aufgeschlagenes fremdes Gebetstück nicht geläufig gelesen wurde, fällten sie das obige Urteil. — Der Lehrer fiel natürlich als Opfer. Derartige Vorkommnisse: Unterbrechung und Störung des Unterrichts, Beleidigung des Lehrers in Gegenwart der Schüler, können wir Dutzende aufzählen, allerdings waren die Thorheiten, die bei solchen Inspektionen vorkamen, mehr komischer als tragischer Natur, aber sie haben wenig dazu beigetragen, die Achtung für diese Cheder zu haben. — —

Wir haben aber vorgegriffen und wollen die Entwickelung weiter verfolgen. Die Synagoge ist eingerichtet, und zwar aus dem Ertrage eines Konzertes und aus Geschenken einzelner Wohlthäter; jetzt kommt die Zeit der Engagements, und zwar soll ein Prediger, der zugleich als Dirigent die Schule leite, und ein Kantor angestellt werden. Noch vor wenig Jahren konnte man in den jüdischen Zeitungen folgendes Konkurs-Ausschreiben lesen:

> Die Gemeinde (folgt ein hebräischer Name, alle diese Vereine führen hebräische Firmen) sucht baldigst einen tüchtigen Prediger, der zugleich auch den Unterricht in der Religionsschule leitet, zu engagieren. Bewerbungen mit Zeugnis-Abschrifren und Curiculum vitae bitten wir an den Unterzeichneten einzusenden.
> Berlin .... Der Vorstand der Gemeinde ....

Die Ausschreibungen waren, wie man sieht, sehr vorsichtig abgefaßt; ein Rabbiner- oder Dr.-Diplom war nicht verlangt und die Gehaltsfrage blieb offen. Es giebt gar viele Kultusbeamte und Lehrer die in ihren Gemeinden, besonders in Westfalen und in den östlichen Provinzen, sich mit Recht oder Unrecht „Prediger" nennen, und von denen keiner eine Stelle in Berlin verschmäht. Es braucht durchaus keine krankhafte Ehrfurcht zu sein, wodurch viele veranlaßt wurden, einem solchen Rufe zu folgen. An einem auskömmlichen Gehalt hat ohnedies niemand gezweifelt und was konnte man in Berlin, der Metropole auch der Wissenschaft nach lernen! Welch' eine verlockende Aussicht in Berlin eine Stellung zu erringen! Es liefen auf einer solchen Annonce selten unter hundert Meldungen ein. Eine Kommission aus der Mitte der Repräsentanten wurde gewählt, um die eingegangenen Papiere zu prüfen und einstweilen fünf Kandidaten zur Probepredigt und Probelektion ausgewählt.

Der Vorstand ladet nun einen nach dem anderen Kandidaten auf großen Bogen, die mit der Firma der Gemeinde versehen sind, zum Probevortrag ein, betont aber zugleich, daß im Jahresbudget eine Reiseentschädigung nicht vorgesehen sei. Begleiten wir nun den nach Berlin Berufenen auf seine Probetour!

Entstellungen.

Je mehr nachgewiesen wird, daß die Moral des Judentums und der Evangelien eine gemeinsame Quelle und eine gemeinsame Färbung haben, ja — was dem Verständigen doch gar nicht erst nachgewiesen zu werden braucht, daß letztere auf dem Fundament des Judentums ihre Heilslehren aufgebaut haben, — je mehr vorurteilsfreie christliche Gelehrte sich finden, welche diese unleugbare Thatsache lediglich bestätigen, desto kopfscheuer werden unsere Gegner, desto krampfhaftere Anstregungen machen sie, um als grundsätzliche Feinde aller Wahrheit und Gerechtigkeit auch diese geschichtliche Unbequemlichkeit von sich abzuschütteln.

Daß bei dieser Mühewaltung Uebertreibungen nicht zu vermeiden sind, ist klar, denn sie müssen den Mangel an Gegengründen verdecken. So ist beispielsweise die Behauptung, daß in jüdischen Schulen und Predigten das Christentum als eine „Abart" des Judentums bezeichnet wird, etwas mehr als ein Irrtum, da die jüdischen Prediger es sogar ängstlich vermeiden, in ihren Reden auf spezielle Beziehungen zum Christentum anzuspielen, das verbietet ihnen der Takt; — wissen Sie, meine Herren Antisemiten, was Takt ist? — wohl aber wird die allgemeine Menschenliebe, welche im Judentum wurzelt, immer wieder betont: und wenn diese Praxis den Gegnern unangenehm ist, so liegt nicht die Schuld auf seiten des Judentums, sondern in dem ihnen innewohnenden Konkurrenzneid, der ihnen zur zweiten Natur ge-

worden ist. Und blinder Eifer schadet nur; und mögen sie sich der Eideshelferschaft selbst der ältesten römischen Schriftsteller — welche die in ihrer Mitte lebenden jungen Christen nur als „Juden“ kannten und beschimpften — auch bedienen, ohne zu bedenken, daß wenn alle alten Urteile ihre Geltung beibehalten haben, der Spieß auch umgedreht werden könnte, mögen sie auch die Anhänglichkeit an die alten biblischen Vorschriften, Sabbat, Speisegesetze u. s. w. noch so oft als Starrsinn bezeichnen — als Starrsinn, den sie willkommen heißen, da das Aufgeben derselben ihnen das Schmipfobjekt entziehen würde —, wir lassen uns nicht irre machen, und bezeichnen unsere Anhänglichkeit als unverbürchliche, nachahmenswerte Treue.

Unterwerfet die Konzil-Bestimmungen von 325 einer Nachrevision, beweiset uns, daß der Sonnabend bis dahin nur irrtümlich von Juden und Christen als der eigentlich siebente Tag der Schöpfung gefeiert wurde — beweiset uns die Schädlichkeit unserer Speisegesetze und religiösen Zeremonien für die Allgemeinheit, und wir werden dann, aber auch nur dann, mit Euch gemeinsam Sabbat, Ostern, Pfingsten 2c. feiern, mit Euch gemeinsam aus einer Schüssel essen, und alle die religiösen Absonderungen aufgeben, welche für uns Uebequemlichkeiten im Gefolge haben. Der Willkür beugen wir uns nicht, gegen den Zwang werden wir gleich unseren Vorfahren unser Herzblut zum Opfer bringen, gegen leere Schimpfereien werden wir uns mit Verachtung wehren, und immer mehr bestrebt sein, zu zeigen, daß ein religiöser Mensch sein in unserem Sinne heißt: gleichzeitig ein guter pflichtgetreuer und opferfreudiger Bürger des Vaterlandes zu sein.

Es ist eine Lüge, daß der Talmud über das Christentum schimpft, oder sich überhaupt in unfreundlichem Sinne mit ihm beschäftigt, er hat viel höhere und heiligere Aufgaben zu erfüllen, den Buchstaben nicht erstarren, seinen geistigen Inhalt, seine erhabenen Absichten im rechten strahlenden Lichte erstrahlen zu lassen. Und weil die Karäer diesem Wegweiser nicht folgen wollten und den tötenden Buchstaben ausschließlich auf den Thron erheben, darum ist ihr Untergang von der Vorsehung besiegelt — dagegen kann kein staatlicher Schutz sie behüten; ein Leichnam kann galvanisiert werden, der äußere Schein des Lebens für eine Zeitlang erhalten — dauernd zum Leben erweckt und dem Dasein erhalten werden, — das kann er nicht.

Es wird dem Gründer des Christentums ein Fluch gegen die Pharisäer in den Mund gelegt — nach unserer Ueberzeugung mit Unrecht, weil dieser ganze Ausspruch mit der sonstigen Aeußerung seiner Wesenheit gar nicht in Einklang zu bringen ist. Der Fluch ist aber auch unverständlich an sich, denn er träfe ein ganzes Volk, mit wenigen Ausnahmen derjenigen, welche zum Sadducäertum und zum Essäismus sich bekannten. — Ersteres die Adligen und Vornehmen, letzterer die Asceten einbegreifend, welche in ihrer Blütezeit keine viertausend Anhänger zählten — und ein ganzes Volk kann nicht zu Heuchlern gestempelt werden. Auch ein Heuchler muß ein Publikum haben, das sich von ihm Sand in die Augen streuen läßt, und ist derjenige, „der für sein sündiges heimliches Thun der öffentlichen Anerkennung und den Lohn der Frömmigkeit erstrebt“; im Eifer gegen diese begegnen sich Jesus und die vielgeschmähten Lehrer des Talmuds. Die von der Kirche vom Judentum übernommenen Opfer- und Priesterspenden werden uns jetzt noch zur Last gelegt, als wenn wir durch sie alle bösen Handlungen gegen die Mitmenschen wieder gut machen wollten — auf die alberne Behauptung der Ablaßspende durch das Kol Nidre-Gebet einzugehen, diesen schlechten Geschmack darf man uns gar nicht mehr zumuten. Mit der Zerstörung des Tempels hörten bei uns die Opfer auf, die Priesterspenden wurden durch Thaten der Menschenliebe abgelöst, ja das ganze Priestertum hat bei uns seitdem eine andere Gestalt angenommen, eine bessere und schönere, die der Belehrung und — bei den bestehenden Verhältnissen — leider auch der Selbstaufopferung.

Und so wie bei dem Hinweise auf das Alte gelogen wird, so auch bei der hämischen Schadenfreude über den einen oder anderen Familienstreit, in welchen sich hineinzumischen jeder achtbare Mensch Anstand nimmt, aus neuester Zeit. So hat in letzter Zeit ein greiser gelehrter Rabbiner in einer freigesinnten Schrift sein religiöses Testament niedergelegt, und ist dafür von der Gegenpartei wahrlich nicht geschont worden. Was geht das aber andere Leute an? Das müssen die unberufenen Krittler, welche diese Frage ahnten, herausgefühlt haben, und sie lassen darum durch ihre Phantasie die Thatsache ergänzen. Der erwähnte Gelehrte will von manchen überlieferten mündlichen Gesetzen nichts mehr wissen; daraus machen die Zaungäste „überlieferte mündliche Geheimlehren“; offenbar waren sie durch das Wort „mündliche“ irregeleitet worden, ohne den Gegensatz zwischen „schriftlicher Lehre“ — der Bibel — und der „mündlichen — erst in der Diaspora niedergeschriebenen — Lehre“ — dem Talmud zu kennen.

Im Hinblick auf diese Kampfesart und Gesinnung unserer Gegner, wollen wir thatsächlich unsere uns vorgeworfene Eigenart bewahren, treu dem als gut Erkannten, dankbar unseren Verteidigern und abweisend gegen die bösen Geister der Finsternis, die jetzt überall herumspuken, und denen es weder um die Wahrheit, noch um die reine Wissenschaft zu thun ist . . . . . „Denn ich finde keine Spur von einem Geiste, und alles ist nur Dressur.“

Dr. M.

Allerlei Zeitfragen,

in nichtjüdischer, doch nicht unjüdischer Beleuchtung.

2. Der Idealstaat.

Seitdem es eine menschliche Kultur giebt, hat es auch stets Unzufriedene gegeben, die sich mit den bestehenden Verhältnissen und Einrichtungen nicht befreunden konnten, es mochte diese Unzufriedenheit persönlicher oder allgemeiner Natur sein. Es hat zu jeder Zeit und unter jeder Gesellschaftsform Menschen gegeben, die durch fremde oder eigene Schuld im Leben Schmerzhaftes und Bitteres erfuhren, oder denen es bei aller wirklichen oder eingebildeten Tüchtigkeit nicht gelingen wollte, in der großen weiten Welt, bei den vielen Komplikationen der gesellschaftlichen Ordnung ein geeignetes Plätzchen für sich zu entdecken, und die deshalb mit sich und aller Welt haderten; andererseits hat es auch nicht an solchen gefehlt, denen ein freundliches Schicksal zugelächelt hat und die Freuden des Lebens in hohem Maße zu teil geworden sind, die aber dennoch der Welt keinen Geschmack abgewinnen konnten und den ethischen Zusammenhang in der Natur und in dem menschlichen Dasein in Abrede stellten. Dieser „Weltschmerz“, wie der moderne Kunstausdruck lautet, ist nicht neu; er ist eben so alt wie die Kultur der Menschheit und findet seine Vertreter in allen Epochen und unter allen Kulturvölkern, von denen wir

schriftliche Denkmäler haben. Pessimisten im höheren Sinne des Wortes gab es sowohl unter den Indern, dem ältesten arischen Kulturvolk, wie unter den biblischen Schriftstellern, unter denen Renan mit Recht einen findet, dessen pessimistischen Epikureismus er als den Vorläufer des Weltschmerz-Philosophen bezeichnet, der an der gutbedienten Wirtstafel eines feinen Frankfurter Gasthauses seine Stätte gefunden. Neu mag wohl das Wort sein, die Sache ist es nicht. Die Unzufriedenheit, die bei dem einen mehr und bei dem andern weniger zum Ausdruck gelangt, ist von der menschlichen Natur unzertrennlich; manchem wird vielleicht die Anekdote von jenem persischen Weisen in Erinnerung kommen, der versprochen hatte, eine schöne Fürstin, deren Tod ihr Gemahl nicht verschmerzen konnte, wieder in's Leben zu rufen, wenn es gelänge, sich mit dem Hemde eines Menschen zu bekleiden, der nie im Leben unzufrieden gewesen sei. Nach langem Suchen wurde ein solcher endlich in der Person eines armen Hirten gefunden — doch der hatte kein Hemd.

Soweit der Pessimismus sich nur negativ verhält, d. h. so lange er sich damit begnügt, über die Welt als die „Eitelkeit der Eitelkeiten" den Stab zu brechen, soll man niemanden in seinem Vergnügen stören.. Heinrich Heine hat mit Recht in den zwei biblischen Büchern, die sich mit dem Pessimismus beschäftigen, einen hohen ethischen Wert gefunden. In der großen „Hausapotheke der Menschheit", — wie er das Buch der Bücher nennt, durfte auch die Medizin nicht fehlen, welche dadurch heilsam wirkt, daß sie den Schmerz austoben und ausweinen läßt. Es bietet manchem Unzufriedenen einen hohen Genuß, manches Mal auch Trost, wenn er in irgend einem Buche seine Gedanken und Ansichten von dem Wert des Lebens bestätigt findet, und er fühlt sich nicht mehr so unglücklich, wenn er weiß, daß es schon vor ihm Menschen gegeben, die ebenfalls von der Nichtigkeit des menschlichen Daseins und von der Unzulänglichkeit der Schöpfung überzeugt waren, mag diese Ueberzeugung eine richtige sein oder nicht.

Anders aber wird die Sache, wenn der Pessimismus eine positive Form annimmt, wenn er Anhänger findet, die sich nicht damit begnügen wollen, daß sie die Welt in der Idee vernichtet haben, sondern es für ihre Pflicht halten, diese Welt, die nun einmal nach ihrer Anschauung und Ueberzeugung nichts taugt, aus den Angeln zu heben, sie in der That wegzuräumen, um eine andere zu schaffen, die der Menschheit mehr Freiheit und mehr Daseinsfreudigkeit bieten würde. Es ist dies die Klasse der „Weltverbesserer", von der bald mit Spott, bald mit Furcht gesprochen wird, je nach dem Erfolge, den der eine oder der andere dieser Weltverbesserer aufzuweisen hat. Man weiß, wie es in der landläufigen Geschichtsschreibung zugeht: Ein Agitator, der rechtzeitig gehängt wird — oder er mag auch, wie es manches Mal geschehen ist, zum Tode durch Pulver und Blei „begnadigt" worden sein, oder sein Leben auf der Festung zugebracht haben — ist ein verächtlicher Demagog, von dem man nur spricht, um ihn als warnendes Beispiel für die Schuljugend hinzustellen, für den Fall, daß sich etwa unter ihr jemand befände, den es dilettiert, ebenfalls ein Weltverbesserer zu werden. Dagegen ist derjenige, dem es gelungen war, gehörig von sich reden zu machen, und der seine Gegner zwingen konnte, mit ihm, als mit einer gleichwertigen Macht zu rechnen, ein großer Agitator und Staatsmann. Und hat er in der That das Bestehende gestürzt und neues geschaffen, so setzte er manchen Bildhauer und andere Künstler in Brot und Erwerb, und sein Konterfei schmückt das Heim vieler gutsituierten Bürger, die alle Achtung vor einem Manne haben, der es ebenfalls „zu etwas gebracht hat."

Ein denkfähiger Mensch läßt sich von dem Erfolg, der oft Sache des Zufalls ist, nicht belehren und nicht überzeugen. Die Geschichte kennt Persönlichkeiten, die auf dem Scheiterhaufen geendet haben, für welchen die heilige Einfalt die Holzscheiter zusammengetragen hat, die aber dennoch sittlich und intellektuell höher stehen als solche, die vom Erfolge begünstigt worden sind. Man darf sogar sagen, daß gerade lautere, makellose Charaktere am wenigsten geeignet sind, in der großen Welt Erfolge zu erzielen, ebenso wie aus dem unlegierten Gold keine Münze geprägt werden kann, die von Hand zu Hand geht. Gerade die, welche Märtyrer ihrer Sache geworden sind und es nicht verstanden haben, ihre Ideen unter das Publikum zu bringen und Anhänger zu werben, waren die besten und edelsten Menschen, die das Wohl und das Heil der Menschheit gewollt und erstrebt haben.

Unser Zeitalter hat im großen und ganzen keine besondere Verehrung für die „Ideologen", wie Napoleon I. mit Verachtung, aber auch mit heimlicher Furcht zu sagen pflegte. Zur Not versteht man noch den Agitator und Volksmann, der in die rauchgefüllte Bierstube geht, um vor einer wenig denkfähigen Menge seine Weisheit zu predigen; man versteht dies, weil es im praktischen Leben Nutzen bringt, nicht etwa für die bethörte Menge, aber für den Redner. Spielt doch im öffentlichen Leben auch ein solcher eine Rolle, der dem Prinzipe huldigt, die Menge thut es, und deshalb bei kleinem Entrée vor einer großen Versammlung eine Schimpfvorstellung giebt. Hingegen sind alle in dem Urteil über den unpraktischen Denker und Utopisten einig, daß er vom Uebel sei.

Hochgestimmte Männer, die über die Unzulänglichkeit der menschlichen Einrichtungen bittern Schmerz empfanden, haben es zu verschiedenen Zeiten versucht, in der Theorie einen Idealstaat zu bilden, der alle die Mängel beseitigen würde, unter denen die Menschen oder einige Volksklassen zu leiden haben. Das erste Beispiel eines solchen in der Theorie geschaffenen Idealstaats finden wir in den mosaischen Büchern, deren Lektüre uns alles Geschrei der Radau-Antisemiten nicht verleiden wird. Der ewigen Frage, wie dem menschlichen Elend und der Verarmung Abhilfe geschaffen werden könnte, wird in diesen ehrwürdigen Büchern breiter Raum gewährt; wir finden da alle Anfänge des sozialen Rechtsstaates, der modernen Sozialreform; wir finden da die ganze Skala der modernen Arbeiter- und Agrargesetzbebung, welche einerseits die Zunahme des Pauperismus zu verhüten anstrebt, andererseits den Bauernstand konservieren will. Wir erblicken die obligatorische Armenunterstützung, indem ein bestimmter Prozentsatz des Bodenertrags für diesen Zweck geliefert werden mußte, ferner die Verhütung der allzu großen Zersplitterung des bäuerlichen Grundbesitzes, der unveräußerlich sein sollte, und wobei auch dem freien Verfügungsrecht der Eltern bezüglich der Vererbung gesetzliche Schranken gezogen wurden. In gewissen Zeiträumen wurden sogar sämtliche Schuldtitres vernichtet, was unsern „erblich belasteten" Gutsbesitzern gewiß ebenfalls angenehm wäre.

Gerade dieser sozialen Gesetzgebung schreibt Renan den Umstand zu, daß sich der jüdische Staat nicht für längere

Zeit habe halten können. Ein solcher idealer Staat, meint Renan, sei in der greifbaren Wirklichkeit unmöglich. Renan war ein geistvoller und glänzender Historiker, in diesem Falle aber befindet er sich in einem doppelten Irrtume. Der jüdische Staat hat ein längeres Leben gehabt als die meisten anderen Staaten, und — die schönen Gesetze, von denen die Bibel zu erzählen weiß, der ganze Weltverbesserungsplan, wie Heine sagte, waren nur der fromme Wunsch ideal gesinnter Männer, die einen Idealstaat schaffen wollten, der aber ebensowenig verwirklicht wurde, wie etwa Platon's Idealsrepublik. Dennoch darf man über beide nicht spotten. Jedenfalls wurde der Gedanke angeregt, daß die bestehenden Verhältnisse, soweit sie mangelhaft sind, einer Verbesserung unterworfen werden müßten, und soweit es in der Natur der menschlichen Gesellschaft gelegen ist, wurde auch viel reformiert. Deshalb, weil nicht alles praktisch durchführbar ist, dürfen wir noch keineswegs alles für verderblich halten, was von derartigen Bestrebungen laut wird. Manches ist zu unserer Zeit undurchführbar oder gar unmöglich; aber kein Sandkörnchen geht verloren auf dem Boden der Geschichte. Es kommt eine andere Zeit, und unter anderen Verhältnissen werden die in früheren Zeiten verworfenen oder für unmöglich gehaltenen Ideen verwirklicht. Wir sind aber den Männern zu Dank verpflichtet, die sich von ihren Zeitgenossen verspotten oder gar verfolgen ließen, weil sie die Mängel der Zeit erkannt und die Verbesserung aller jener Mängel angestrebt haben. Jene aufopferungsvollen Männer gleichen, nach einem tiefsinnigen Wort eines Philosophen, dem Lichte, welches sich selbst aufzehrt, um andern zu leuchten. Und so wenig die Goldkörner an Wert verlieren, weil sie erst von vielen Erzen und anderen Bestandteilen befreit werden müssen, so wenig verlieren jene Weltverbesserungspläne an Wert, weil die brauchbaren Ideen mit vielen unmöglichen und verderblichen vermengt sind.

Es wurde bereits von vielen darauf hingewiesen, wie wenig ein großer Teil des Christentums mit den praktischen Anforderungen im Staatsleben in Einklang zu bringen sei, daß überhaupt kein Staat möglich wäre, wollte man die christlichen Lehren in allen Einzelnheiten verwirklichen und in dem praktischen Leben verwerten. Aber auch hier gilt, was wir vom alttestamentarischen Idealstaate angedeutet haben: das Wesen eines Idealstaates besteht eben darin, daß es nicht in allen seinen Einzelnheiten verwirklicht werden kann. Das Christentum stellt sehr hohe Anforderungen in Bezug auf die Heiligkeit des Ehelebens, wie sie in der That damals in Galiläa unter jenen Kreisen, unter dem armen, aber sittlich hochstehenden Fischer- und Handwerkervolk, mit der größten Skrupulosität beobachtet und geübt worden ist. Unsere heutigen Zustände ließen manches Strenge nicht aufrecht erhalten; so mußte unter anderem die Ehescheidung von den meisten Kulturvölkern eingeführt werden. Allein das beweist noch immer nicht, daß die Gedanken über die Ehe und deren Heiligkeit, die auf paläſtinaeſiſchem Boden entſtanden ſind, keine höchſt bewunderungswürdigen wären, und daß es nicht gut wäre, wenigstens zum Teil auch im modernen Leben solche Gesinnung zu bethätigen, soweit es überhaupt mit der menschlichen Natur zu vereinigen ist. — Wir bewilligen Jahr aus Jahr ein ungeheure Summen für das Heer, und ganz Europa starrt von Waffen; wir haben alle Achtung vor dem Militärstand und bewundern die Opferwilligkeit und die Tapferkeit unserer Vaterlandsverteidiger, weil unter der herrschenden Kultur der Krieg noch unvermeidlich zu sein scheint. Aber alle Sympathie für die tapferen Krieger kann nicht den Wert der hohen Ideale verkleinern, die zuerst durch gottbegeisterte Männer ausgesprochen worden sind, daß eine Zeit kommen werde, in der „das Lamm mit dem Wolf zusammen grasen", „Volk gegen Volk nicht mehr das Schwert erheben und der Krieg nicht mehr geübt würde." Trotz der ungeheuren Rüstungen überkommt doch die Menschheit ein Jammer über alles Elend, das ein Krieg heraufbeschwören muß. Kriege werden auch nicht mehr so leicht vom Zaun gebrochen, wie in der barbarischen Zeit, und werden auch nicht mehr so unmenschlich geführt, wie zuvor. Die Nörgler von früher, die Schwärmer und Weltverbesserer, über die man damals gespottet, oder die man gesteinigt hat, haben doch im Laufe der Zeit gewirkt und den Keim für edle Früchte der kommenden Zeiten gelegt.

Nur in einer Beziehung können Idealisten Unheil und Verderben stiften, wenn sie nämlich staatliche Autorität erlangen und ihre Theorien, so unreif und einseitig sie auch sein mögen, mittels der Staatsgewalt verwirklichen wollen. Taine hat recht, wenn er in diesem Umstand alle Greuel der französischen Revolution begründet findet, daß trotz der großen Summe von humanen und edlen Bestrebungen die französische Revolution in Blut erstickt werden konnte, um einer bleiernen Tyrannei Platz zu machen. Die Idee soll nur durch die Macht der Wahrheit und durch die ihr innewohnende moralische Kraft wirken. Von Staatswegen darf sie weder ein Hindernis, noch eine Unterstützung erfahren. Es muß ihr freistehn Anhänger zu werben, so weit sich dies mit der Sicherheit der Gesamtheit verträgt: aber sie darf niemandem aufgedrängt werden. Beide Extreme die gewaltsame Unterdrückung wie die gewaltsame Propagierung, sind vom Uebel.

B. C.

Feuilleton.

Der Handel um den Namen.

Von Sacher-Masoch.*)

Das war ein Trauertag in Israel und ein unerhörter Tumult in der Judengasse der galizischen Kreisstadt, als der Erlaß des Kaisers Josef II. bekannt wurde, durch den die Juden gezwungen wurden, fortan Familiennamen zu führen. Wie bei einer Feuersgefahr waren alle die schlichten, guten, ängstlichen Menschen, welche in den engen hölzernen Häusern über- und nebeneinander wohnten, nicht selten zwei und drei Familien in einem Zimmer, nur durch hölzerne Verschläge getrennt, zusammengelaufen und standen nun in dichten Haufen, indem sie laut schrieen und heftig gestikulierten, wie es nun einmal jüdischer Brauch ist. Nachdem man sich unter Seufzen und Wehklagen dahin geeinigt hatte, sich dem Willen des Monarchen zu fügen, erwachte sofort der auch in den bescheidenen und verschlossensten Kaftans wohnende Trieb nach Ehre und äußerem Glanz, und so und so viel von Streimels (kolpakartigen Pelzmützen) oder Stirnbinden und seidenen Scheiteln bedeckte Köpfe begannen möglichst schönen und dem Ohre schmeichelnden Namen nachzusinnen.

*) Aus des heimgegangenen Verfassers „Neue Judengeschichten". Leipzig, C. L. Morgenstern.

Zu derselben Stunde waren die Beamten des Kreisamtes an ihren großen, mit kleinen Säulengeländern versehenen Schreibtischen erschienen und besprachen das Ereignis, das wie ein feuriger Stein vom Himmel unter sie gefallen war. Plötzlich trat die Gemahlin des Kreishauptmanns Grobacher in langer Schleppe, spitzenbesetzter Nachtjacke und Haube herein. Die kleine üppige Frau strahlte vor Vergnügen und in ihren Augen funkelte eine fast unheimliche Befriedigung.

„Ich habe eine unschätzbare Idee," begann sie mit jener Würde, durch die sie nicht allein den untergebenen Beamten, sondern dem ganzen Kreise zu imponieren verstand. „Der Wille Seiner Majestät soll erfüllt werden, aber in einer Weise, welche uns allen Vorteil bringt. Der gute Kaiser hat verfügt, daß die Juden Namen bekommen sollen, aber er hat nicht gesagt, was für Namen ihnen gegeben werden sollen, und ich finde in dem Reskript keine Stelle, welche es den Juden gestatten sollte, sich Namen zu wählen." Sie blickte erhaben um sich, wie Napoleon vor einer Schlacht. — „Richtig," sagte der Kreishauptmann, indem er bedächtig aus seiner goldenen Tabatière eine Prise Spaniol nahm, „vollkommen richtig, aber ich sehe nicht ein, was daraus folgen sollte." — Frau Grobacher lächelte mitleidig. „Ich müßte unsere Juden nicht kennen," fuhr sie fort, „oder jeder von ihnen wird sich auf das eifrigste bemühen, einen möglichst schönen Namen zu erlangen" — „Gewiß," versetzte der Kreishauptmann, „und wir werden ihnen also in Gottesnamen möglichst schöne Namen geben." — „Aber nicht umsonst," rief Frau Grobacher, „sie müssen ihre Namen gut und bar bezahlen." — „Was für ein Gedanke!" rief der Kreiskommissar Steineck, indem er sich fröhlich die Hände rieb, „die Gnädige sind in der That ein erfinderisches Genie." Der windschiefe halbblinde Kanzlist begnügte sich, ein Kompliment zu machen und unter seinem grünen Augenschirm verständnisinnig hervorzulächeln, während der Kreishauptmann ängstliche Blicke um sich warf, und nachdem er heftig geschnupft hatte, ausrief: „Und das sagst Du hier so ruhig, hier im kaiserlichen Amte vor den Herren Beamten? Du vergißt, welche Pflichten die Ehre des Dienstes —" — „Papperlapapp," rief die resolute Dame, „die Dienstehre verlangt, daß das Reskript Seiner Majestät pünktlich ausgeführt wird, und sie verlangt auch, daß die Herren Beamten an den Vorteilen, die wir damit verbinden, partizipieren." — „Nun, wir werden ja sehen," versetzte der Kreishauptmann heftig schnupfend, während sich die anderen Beamten vor seiner Gemahlin dankbar verneigten. —

So stolz übrigens Frau Grobacher auf ihre Idee war, so entsprang dieselbe doch nicht ihrem Kopfe allein; allerorten waren die Beamten sofort einig, aus dem kaiserlichen Reskripte ein gutes Geschäft, eine lukrative Einnahmequelle zu machen. Und so geschah es auch. Die Juden begriffen, an derlei Dinge gewöhnt, die Prozedur auf der Stelle und alles ging glatt ab. Wer brillant zahlte, bekam einen brillanten Namen, wer gut zahlte, einen guten, wer bescheiden zahlte, einen bescheidenen, und wer nichts zu zahlen imstande war, einen recht gewöhnlichen, wobei die Beamten nicht selten ihrem Humor die Zügel schießen ließen. Damals errangen reiche Juden jene herrlichen Namen wie Reichenfeld, Goldreich, Mondbach, Löwenstamm, Diamant, Hermelin, Rubinfeuer. Wohlhabende mußten sich mit Bezeichnungen wie Scharmant, Nußbaum, Dukat, Perlmutter begnügen; gegen geringe Summen wurde gewöhnlich die Geographie und das gemeine Leben zu Hilfe genommen. Stammte einer aus Wien, wurde er Wiener genannt, war sein Großvater aus Warschau eingewandert, hieß er Warschauer. Andere wurden als Regen, Feuerstein, Tabak eingetragen, später nahm man Vatersnamen zu Hilfe und es entstanden die Aschersohn, Salomonsohn, Davidsohn, Joelsohn und so weiter. Die Armen wurden zu Essig, Pfeffer, Ameisen, Haberkorn, Kahlkopf und anderen mehr oder minder glanzlosen Namen verdammt. —

Der erste, welcher im Kreisamte erschien, war der reiche Kaufmann Meilech, er erschien in seinem vollen Sabbatstaate, dem schwarzen mit Marderpelz besetzten seidenen Talar und der hohen Sabbatmütze aus Marder, verneigte sich verlegen und lächelte. — „Was wünschen Sie?" fragte der Kreiskommissar. — „Was ich wünsche," begann der Kaufmann, „wie soll ich mich unterstehen, etwas zu wünschen, Herr Kreiskommissar, ich bin nur da, einen Namen zu erhalten, und da ich schon haben soll einen Namen, so bitte ich unterthänigst um einen schönen Namen." — Der Kreiskommissar winkte dem Kanzlisten mit den Augen und begann eine Feder zu spitzen. — „Das ist nicht so leicht," ließ sich der Kanzlist Krummholz vernehmen, „wir haben da ein Verzeichnis, und es geht der Reihe nach." Er nahm ein Heft zur Hand, legte seine Nasenspitze in dasselbe und sagte endlich: „Sie bekommen den Namen Schöps, Herr Meilech." — „Schöps!" jammerte der reiche Kaufmann, „was für ein Name! Warum soll ich heißen Schöps? Die Leute werden zeigen mit den Fingern auf den reichen Meilech, wenn er kann nicht bekommen einen besseren Namen als Schöps, das ist ja ein Tier und kein Mensch." — „Es ließe sich schon etwas machen," murmelte der Kanzlist, „aber man müßte die Verordnung beiseite setzen und dann giebt es auch viele Schreibereien —" — „Ich will gerne geben, was Sie wollen fur die Mühe," rief der reiche Jude. — „Gut," sagte der Kanzlist, „vor allem müssen Sie zahlen, dann müssen Sie aber auch schweigen, Herr Meilech, sonst könnte ich mein Amt verlieren und Sie kämen in das Kriminal." —

„Verstehe, Herr Krummholz, verstehe," antwortete Meilech und faltete die Hände andächtig über seinem runden statt lichen Bauche — „also was soll ich etwa bezahlen für einen sehr schönen Namen?" — „Wenn sie zwanzig Dukaten bezahlen, können sie sich sogar einen aussuchen." — Meilech seufzte, zog seine Börse, zählte zwanzig Dukaten auf und flüsterte: „Nun bitte ich aber um den schönsten Namen, den Sie haben am Lager." — Der Kanzlist richtete sich auf, nahm eine erhabene Miene an und begann: „Herr Meilich, haben sie schon einmal in einer schönen Nacht das Himmelsgewölbe betrachtet? Kann es etwas schöneres geben als die Sternenwelt?" — „Soll ich Stern heißen?" murmelte Meilech, „das wäre ja schön, aber finden Sie nicht, daß der Name etwas kurz ist für zwanzig Dukaten?" — „Gewiß", entgegnete Krummholz, „aber es giebt verschiedene Sterne, Herr Meilech, große und kleine, solche die stark leuchten und solche, die nur schwach leuchten." — „Also geben Sie mir einen Stern der sehr groß ist und sehr stark leuchtet." — „Wissen Sie was", sprach der Kanzlist nach einigem Nachdenken, „nennen Sie sich Lichtenstern, das erinnert an Lichtenstein, Fürst Lichtenstein." — „Was für ein prächtiger Mensch, der Herr Kanzlist," sagte Meilech schmunzelnd, „Lichtenstern, das ist wirklich schön, das muß ich sagen. Schreiben Sie also Lichtenstern, Herr Kanzlist." — Meilech blieb stehen und blickte ängstlich über seine Schulter in das Protokoll, bis er sich überzeugt hatte, daß er wirklich als Meilech

Lichtenstern eingetragen worden war. Dann drückte er dem Kanzlisten noch einen Zwanziger in die Hand, denn er wußte sehr gut, daß die zwanzig Dukaten nicht für ihn bestimmt waren, und begab sich mit einer für einen jüdischen Aristokraten fast unanständigen Eile nach Haus.

Seine Frau und Kinder eilten ihm entgegen. „Also was hast Du bekommen für einen Namen?“ rief die Erstere. „Lichtenstern“, erwiderte Meilech, er strahlte in diesem Augenblick nicht etwa wie ein Stern, sondern wie die Sonne selbst. — „Habt Ihr gehört Kinder? Wir sollen jetzt heißen Lichtenstern,“ sprach die reiche Kaufmannsfrau stolz. — Meilech seufzte; er dachte an die zwanzig Dukaten, er dachte aber auch an das Kriminal und schwieg. —

Zur selben Zeit saß ein anderer Jude, der arme, gute, ängstliche Absalon mit den Seinen in dem kleinen, ganz kleinen Laden, in dem ein halbwegs großer Mann nicht aufzustehen vermochte und in den die Sonne nur täglich einmal schüchtern durch ein Ritzchen hereinblickte und einen goldenen Strich über die Diele zog, nicht breiter als ein Finger und nicht länger als eine Elle, mit der Absalon den Bauernweibern die bunten Stoffe vormaß, und es ist nicht zu leugnen, daß diese Elle eigentlich ein wenig zu kurz war. Kein Mensch wäre imstande gewesen, zu sagen, was dieser Absalon wirklich war, denn es gab wohl nichts, was er nicht kaufte und wieder verkaufte. In seinem kleinen Laden war eine kleine Welt aller erdenklichen Dinge versammelt, es war wohl alles ein bischen schadhaft, ein bischen alt und ein bischen schäbig, aber dafür war auch jede Ware preiswürdig, unter Brüdern sogar, denn der arme Absalon begnügte sich mit einem kleinen verschwindenden Gewinn. Es gab da Stiefel, die geflickt waren, und alte verrostetete Schlösser, aber es gab auch goldene Uhren, wenn sie auch den Fehler hatten, jede Stunde oder gar jede Viertelstunde einmal stehen zu bleiben, und es gab auch seidene Roben, die nur ganz wenig von den Mäusen angefressen waren. Mitten unter diesen Schätzen saß Absalon mit seiner Frau Rachel, seinen Töchtern Rebekka und Esther, seinem Sohne Jossel und noch drei kleineren Kindern, und alle strengten sich furchtbar an, einen Namen zu finden, der alle andern in der Kreisstadt, ja wenn möglich, in ganz Israel übertreffen sollte. Sie fanden keinen, der ihnen allen gleich sehr gefallen hätte. Rachel z. B. machte schüchtern den Vorschlag, den Namen Göttwelt zu wählen, aber Absalon schüttelte bedenklich das Haupt. „Man soll den Namen Gottes nicht eitel nennen“, sagte er, „und wenn ich mich Gottwelt nenne, heißt das nicht die Leute in Versuchung führen?“ — „Goldmann“, rief Esterka, das wäre ein herrlicher Name, Tateleben.“ — „Wie sollen wir heißen Goldmann,“ wendete Mutter Rachel ein, „wenn wir sind so arm, daß wir kaum haben uns satt zu essen. Müßten wir nicht werden zum Gespötte der Leute?“ — Absalon sagte nach langem Nachsinnen, plötzlich mit einem feinen Lächeln: „Was sagst Du aber, wenn ich Lilienthal heißen will, Rachel?“ — „Aber Tateleben“, rief Jossel lachend, „thu' doch einmal ein bischen riechen, riecht es etwa nach Lilien hier? Die Leute, sie werden sagen, hätt' er sich doch lieber Zwiebelthal genannt.“

Sie berieten weiter bis zum Essen, sie berieten während des Essens und nach dem Essen. Sie fanden keinen Namen, der ihnen schön und passend genug erschienen wäre, endlich ging Absalon seufzend seinen Geschäften nach. Unterwegs, wenn er bei irgend einer Köchin ein Hasenfell verhandelte oder auf der Straße ein verlorenes Hufeisen auflas — stets war er nur von dem Gedanken beseelt, einen guten Namen zu finden. Er stand eben bei einem Bauer und feilschte mit diesem um ein halbes Dutzend Schweinsblasen, als ihm seine ganze Familie, Frau und Kinder, nachgelaufen kam. — „Tate“, rief Rebekka von weitem schon, „jetzt haben wir einen Namen, einen besseren kannst du nicht finden.“ — „Also sprich“, murmelte Absalon erwartungsvoll. — „Löwenmut mußt Du heißen.“ — Absolon zog die Achseln und lächelte. „Bin ich mutig?“ sprach er, „kann ich doch keine Fliege umbringen, bin ich ein Löwe?“ Und wie er so dastand in seinem verblaßten bouteillengrünen Kaftan und dem niederen, runden, schäbigen Filzhut, den Schmachtlöckchen an den Schläfen und dem fuchsigen Bart, klein, mager, mit einwärts gebogenen Knieen, sah er wahrhaftig keinem Löwen gleich. „Wenn ich heiße Löwenmut, wird jeder Mensch glauben, daß ich bin ein Simson, und werden mich so lange prügeln, bis sie wissen werden, daß ich ein Schaf bin und kein Löwe.“ — Betrübt schlich Rachel, schlichen die Kinder nach Hause, sie brüteten den ganzen Abend und gingen zur Ruhe, ohne einen Namen gefunden zu haben. Mitten in der Nacht schrie plötzlich Rachel aus dem Schlafe: „Absalon, weißt Du, wie Du wirst heißen? Atlas wirst Du heißen!“ — „Atlas“, wiederholte Absalon, indem er sich auf die andere Seite drehte. „Atlas wäre nicht übel, aber laß mich schlafen jetzt:“ (Schluß folgt.)

Entgleist!

Eine galizische Erzählung von Wilhelm Feldman.

(Fortsetzung).

Frau Bronislawa war keine alltägliche Erscheinung. Einer hohen Familie entstammend, erhielt sie eine noch höhere Erziehung und hatte die höchsten Prätensionen. Aus drei Gründen trug sie Gott einen Groll nach: erstens weil er sie überhaupt erschaffen hatte, zweitens weil sich die Verhältnisse so gestalteten, daß sie „solch einen Molicki“ heiraten mußte, drittens weil die Welt so verdreht, prosaisch, oder richtiger, materialistisch ist. Im übrigen war sie noch jetzt eine recht hübsche Frau, in der französischen und polnischen Belletristik belesen, und alle Zellen ihres Körpers waren mit Ideen und Idealen verschiedenen Kalibers angefüllt. Damit blendete und unterwarf sie sich Molicki, der ein allergewöhnlichster simplex dei servus war, sich erträglich unterschreiben konnte, sonst aber auch nichts mehr! Er war nur der polnischen Sprache und des jüdischen Jargons mächtig, im Verkehre mit der amtlichen Intelligenz hatte er sich einige „höhere“ Redewendungen und feine Ausdrücke angeeignet und damit war seine Bildung zu Ende.

So wie der galizische Choßid es als Glück betrachtet, die Ueberreste aus der Schüssel des Zaddik verzehren zu können, so war er auf den Besitz der gräflichen Frau stolz. Er liebte und ehrte sie, gab nichts auf die Klatschereien, die ihm übrigens nur selten zu Ohren kamen, da er nirgendwo hinkam und selten jemanden empfing und — vollzog sein Lebelang die Befehle des Grafen und seiner Frau. Seine Ehrenhaftigkeit war makellos, die Gutmütigkeit nicht fingiert, und all diese Eigenschaften zusammengenommen kamen der Durchtriebenheit der Frau Gemahlin und den „versprechenden Hoffnungen“ der Tochter Elise nicht gleich.

In dieses Haus kam Klara. „Bronia, mein Herz, Bronia meine Seele“, rief Herr Molicki schon aus der

Britschka, abends nach Hause kommend. „Weißt Du, was ich Dir aus der Stadt mitgebracht habe?“ — „Und was?“ ließ sich eine Soprastimme hören, „vielleicht die letzte Nummer der „Romanwochenschrift?“ — Herr Molicki lachte herzlich auf und stellte seiner Frau Klara vor. Frau Bronislawa, in einer fürs Land mehr als hinreichenden Toilette, begrüßte die Gouvernante mit einem Seufzer und einer englischen Umarmung.

„Seien Sie mir willkommen“, rief sie etwas aufgeblasen.

In den folgenden Tagen orientierte sich Klara in ihrer neuen Umgebung, observierte alle und alles aufmerksam und kam zu dem Schlusse, daß der Herr Molicki ein sehr rechtschaffener, wenn auch alltäglicher Mensch sei, die Frau Bronislawa edel, aber übertrieben in ihren Gefühläußerungen, und Lise, ein liebes und aufgewecktes Kind.

Und sie ging an die Arbeit. Sie mußte so quasi von der Fibel beginnen, denn Lise konnte nichts mehr als Französisch plappern und Polnisch lesen. Die Frau Bronislawa atmete, sich dieser Bürde entledigend, freier auf, sie hatte nun genügende Muße, ihren Idealismus zu kultivieren. Ganze Tage saß sie über Bücher und Zeitungen, schrieb sentimentale Verse und Poemata von furchtbarem Inhalte und großer Länge, ihren schönen Körper fütterte sie mit den von Magda bereiteten Speisen. Die Lebensweise in Parowce bildete einen grellen Kontrast zu der in Janowka. In der zweiten Woche ihres Aufenthaltes war Klara mit ihrer Brotgeberin auf vertrautem Fuße, in der dritten nannten sie sich beim Vornamen und in der vierten gab Frau Bronislawa der Gouvernante, ihre „Mémoires“ zu lesen. Klara verhielt sich passiv, vorsichtig, Frau Bronislawa war redselig und aufdringlich. „Hier ist die Welt mit Brettern verschlagen“, sagte sie, „es ist niemand da, der meinen höhern Geistesflug, die Stimme meines Herzens verstände. Die Prosa des Lebens giebt mir den letzten Stoß.“ Frau Bronislawa war eine üppige Blondine. „Du, Helenchen, wirst mich verstehen, Du wirst mit einem Wesen Mitleid haben, welches zu etwas Höherem erschaffen, im Käfig verwelken muß.“ An die Erfüllung der Pflichten, an eine Arbeit bei ihrem Kinde usw. dachte dieses höhere Wesen nicht. Sie wollte lieber ächzen und sich mit Romanen und mit, allerdings vorzüglich geschmorten, Hennen mästen. Herr Molicki war mit diesen Verhältnisse sehr zufrieden. Er sah, daß Lise viel lernte, daß auch Bronislawa dabei profitierte; was konnte für ihn erwünschter sein.

Sonntag sehnte sich Klara, in die Kirche zu gehen. Sie verspürte immer das Bedürfnis nach Gebet, obwohl sie nicht mehr die äußere Form und die religiösen Merkmale streng beobachtete. Ihr freier Geist hatte sich bald dieses Ballastes entledigt, allein das wunde Herz suchte immer im Gebete Linderung und Ruhe. Aber auf ihre Proposition entschuldigte sich der Herr Molicki mit Mangel an Zeit und Frau Bronislawa mit Migräne. Sie ging also allein. Nach der Messe hörte sie eine vorzügliche Predigt, welche ein junger Vikar mit Begeisterung und mit innerem Durchdrungensein über Enthaltsamkeit, Sittenreinheit und Moralität hielt . . Und Nachmittag hörte sie wie Herr Molicki zu Naftali, dem dortigen Pächter, seiner Gewohnheit gemäß in jüdischem Jargon sagte: „Hört, das wird so sein. Ich habe wieder gar kein Geld — und den Arbeitern muß man zahlen. Von heute an werde ich also den Bauern an Dich Zettel geben, Du wirst sie von jedem einlösen, Dir einen entsprechenden Prozentsatz in Abzug bringend, und etwas wirst Du Dir auch mit Branntwein oder auf eine andere Weise aushelfen. Du wirst der Hofkassier sein. Du wirst dabei doppelt profitieren, denn Du wirst mehr Schnaps absetzen, und das für die Zettel ausgezahlte Geld wirst Du Dir bald vom Mietszins abziehen. Verstehst Du? Also abgemacht!“

Klara hörte dies und empörte sich. Sie dachte sich: „In diesem Falle macht nicht der Jude die Bauern zu Säufern, nicht er beutet sie aus, sondern der Herr, welcher dem Pächter die Möglichkeit und die Gelegenheit bietet, sie zu demoralisieren und zu kürzen. Und die Worte des Chorals kamen ihr in Erinnerung: „O, nicht das blinde Schwert strafe, sondern die Hand.“

Am Abend desselben Tages ging Frau Bronislawa ins Wäldchen spazieren. Seit einer gewissen Zeit ereignete sich dies oft. Jetzt bemerkte dies der Herr Molicki. „Aber um Gottes willen, wie kannst Du nur allein in den Wald gehen? Nimm wenigstens jemanden mit!“

Nach einem hartnäckigen Sträuben, lud Frau Bronislawa auch „Helenchen“ ein. Schweigend traten sie den Weg an. Frau Bronislawa war unruhig und zitterte. Endlich begann sie mit abgebrochener Stimme ein Langes und Breites zu sprechen, wovon Klara nur die Worte verstand:

„Wundere Dich nicht dessen, was Du bald erblicken wirst. Eine gegenseitige unbesiegbare Herzensneigung. Mein höherer Geistesflug fühlt sich in dieser prosaischen Sphäre eingeengt, er muß sich Freiheit suchen und alle Vorurteile und Konvenienzen brechen.“

Im Försterhause erwartete die Frau Bronislawa mit offenen Armen derselbe „heiße Vikar“, der des Morgens Klara mit seiner Predigt erbaut hatte . . . .

Tags darauf hatte Frau Bronislawa heftige Migräne und Klara dankte zu Molicki's größter Verzweiflung für die Stelle und verlangte Pferde zur Bahnstation.

XVIII.

Von hier begab sie sich direkt nach Lemberg. Obwohl sie in dieser Stadt einige Jahre zugebracht hatte, kannte sie dieselbe doch sehr wenig. Sie hatte dort nahe Anverwandte, Kolleginnen und herzliche Freundinnen, sie beschloß aber ein Incognito zu beobachten, um sich nicht unangenehmen Begegnungen auszusetzen. Aus der Ferne sah sie einigemal ihre alten Bekanntschaften, junge, lustige, blühende, gedankenlose Mädchen, aber sie wich ihnen aus. Und es war ihr leid um ihre Jugend, welche sie damit vergeudete, Beschäftigung aufzusuchen, während sie jetzt das Leben genießen könnte. Aber um welchen Preis? Dieser Preis war jetzt kleiner als vor einem halben Jahre.

In Lemberg stieg sie in einem Hotel dritten Ranges ab und begab sich sofort ins Vermittlungs-Bureau des Herrn X., mit der Bitte, ihr einen passenden Posten zu verschaffen. Das Schicksal war ihr hold. Nach kurzen Formalitäten reiste sie nach Pagorki, um dort eine Stelle beim Gutsbesitzer Dabrowiecki zu übernehmen. Herr Dabrowiecki, ein alter Edelmann mit buschigem Schnurrbart und einnehmendem Gesichte, empfing die Lehrerin sehr freundlich. Höflich, obwohl etwas derb in seinem Benehmen, das lange Pfeifenrohr nicht aus dem Munde lassend, stellte er sie seiner Tochter, einer nicht mehr jungen Witwe vor, welche in Pagorki die Wirtschaft versah, denn ihr Vater war auch eine „Waise“, d. h. ein Witwer. Und Klara begann unverzüglich den Kursus mit der achtjährigen Wanda. Gewöhnlich unterrichtete sie 4—5 Stunden täglich, denn mehr erlaubte „Großväterchen“ nicht. „Und das ist noch zu viel“, sagte

er. „Für eine Enkelin eines armen Schluckers von einem Edelmann wird sie auch so viel können. Es ist besser, daß das Kind in frischer Luft Purzelbäume schlage und auf die Bäume kletterte. Meine Wanda ist eine Polin, nicht eine adrette Französin oder eine gelehrte Deutsche. Allzugroße Gelehrsamkeit verdirbt ein Frauenherz." —

(Fortsetzung folgt.)

Wochen-Chronik.

Bürgerliche Verhältnisse.

* **Kein Mißverständnis.** Die Verfügung in Sachen der jüdischen Hospitantinnen an den Berliner Volksschulen scheint — leider! — kein Mißverständnis zu sein. Das Provinzialschulkollegium hat in der That verfügt, daß jüdische Lehrerinnen überhaupt nur jüdischen Religionsunterricht zu erteilen berechtigt sein sollen, dagegen von allen übrigen Unterrichtsgegenständen ausgeschlossen werden müssen. Zugleich hat das Provinzialschulkollegium erklärt, in Zukunft keine Vokation jüdischer Volksschullehrerinnen mehr erteilen zu wollen. Der Magistrat hat gegen diese der preußischen Verfassung und dem Reichsgesetz vom 3. Juni 1869 zuwiderlaufende Verfügung des Provinzialschulkollegiums einen scharfen Protest durch den Stadtschulrat Dr. Bertram abfassen lassen, und in der Stadtverordnetenversammlung haben die Stadtv. Virchow und Genossen einen Antrag eingebracht, worin der Magistrat um Auskunft ersucht wird, ob und welche Maßnahmen er angesichts der Verfügung des Provinzialschulkollegiums getroffen hat bezw. ergreifen wird, um den in derartigen Anordnungen enthaltenen Verkümmerungen des kommunalen Vokationsrechts und Verletzungen der verfassungs- und gesetzmäßigen Gleichberechtigung der Konfessionen entgegen zu treten. Der Antrag ist von 47 Mitgliedern der Versammlung unterzeichnet.

* **Der Kampf um Dahn.** Zu der an einem seiner Gedichte vorgenommenen antisemitischen Fälschung, über die wir in der vor. Nr. berichtet, hat inzwischen Professor Felix Dahn selbst das Wort genommen, indem er in einigen Tageszeitungen folgende Erklärung veröffentlicht:

„Mehrere Wiener und Berliner Zeitungen drucken ein Gedicht von mir: „Gruß an Deutsch-Oesterreich" ab, mit dem Zusatz „zu den antisemitischen Wahlsiegen in Wien." Dieser Zusatz ist eine freche Lüge. Das Gedicht ist vor etwa zwölf Jahren in Königsberg entstanden, darnach schon gedruckt und nun 1892 in der V. Sammlung meiner Gedichte wieder abgedruckt. Es enthält durchaus keine Beziehung auf Juden."

Bezeichnend ist jetzt das Verhalten der gebrandmarkten antisemitischen Presse. Während ihr Dahn vor acht Tagen der „große deutsche Dichter und Patriot" gewesen, ist er jetzt nur noch der „süßliche Dichter" (der „süßliche Dichter", der so bittre Wahrheiten sagen kann?!) mit dem erheuchelten Patriotismus", der gar nicht wert ist, daß man gelegentlich eines seiner Gedichte zeitgemäß zufälscht. Diesen Schmerz wird nun der Schilderer des Kampfes um Rom wortlos in seiner Brust tragen müssen.

* **Es war einmal . . .** In dem „Gebetbuch für aufgeklärte katholische Christen", herausgegeben von „Philipp Joseph Brunner, der Gottesgelahrtheit Doktor, Reichsstift Odenheimischen Schulen-Visitator und Pfarrer zu Tiefenbach und Eichelberg, mit Genehmigung des hochwürdigen Vicariats zu Bruchsal", (VII. Aufl., Heilbronn am Neckar, 1804, Seite 326.) findet sich folgendes

„Gebet für die Juden:

Allmächtiger, ewiger Gott! ich flehe zu Dir für das Wohl einer zerstreuten Nation, die so manchen Druck, so manche Verachtung, besonders in der Vorzeit dulden mußte. Ach, das Elend dieser Unglücklichen schien vielen ein Triumph der Lehre Jesu sein, und um diesen Triumph desto glänzender zu machen, vergrößerte man ihr Elend, und zerstörte in diesem geschäftigen Volke jeden Keim des bürgerlichen und häuslichen Glückes. Die Religion Jesu wurde ihnen verhaßt, weil so manche Bekenner derselben ihre ewigen und gleichsam geschwornen Feinde waren. Nie soll ein so unwürdiger und feindseliger Glaubensstolz mein Herz verblenden und verderben. Da ich, o mein Gott! von Jesu gelernt habe, daß alle Menschen Brüder sind, so will ich an ihnen die Menschennatur und die Menschenrechte verehren, die sie mit mir gemein haben; ihr Elend selbst, und ihre bürgerliche Erniedrigung soll mir allezeit die thätigste Begierde einflößen, sie zu trösten, ihr Leiden zu mildern, und sie durch den Anteil, den ich an ihrem Schicksal nehme, von dem betrübenden Schlage ihrer ehemaligen Zerstörung wieder aufzurichten. Amen!"

* t **Aus Oesterreich-Ungarn.** Im österreichischen Abgeordnetenhause überreichte Abg. Dr. Bloch eine Petition des Politischen Volksvereines in Wien, in welcher darauf hingewiesen wird, daß das vom Abgeordneten Schneider seiner in der letzten Sitzung eingebrachten Interpellation beigelegte Flugblatt „Die Wahrheit über das Judentum" als ein, teils auf Fälschung, theils auf gröbster Entstellung beruhendes Pasquill zu bezeichnen sei, welches nur fabriziert wurde, um mittelst Irreführung, Lüge und Bethörung den Haß und die Feindseligkeit gegen das Judentum und dessen Bekenner anzufachen und zu steigern. Der Politische Volksverein bittet das Abgeordnetenhaus, den Justizminister aufzufordern, gegen die Veröffentlichung und Verbreitung dieses wider die jüdische Religions-Gesellschaft gerichteten verleumderischen Pamphlets die Anwendung der bestehenden Gesetze anzuordnen. Dr. Bloch bemerkt, daß das Flugblatt unerhörte Schmähungen und Verleumdungen gegen das Judentum enthalte. Der Verfasser desselben sei im Jahre 1885 vom Wiener Landgerichte, wegen Betruges, beziehungsweise Dokumentenfälschung zu einer mehrmonatlichen Haftstrafe verurtheilt worden. Mag nun gerade diese Natur des Pasquills und seine Genesis in den Augen derer, welche das Zeugnisfälschen beruflich und parteimäßig betreiben, ein Vorzug sein, so dürften die traurigen Resultate solcher Schmähprodukte, die Ausschreitungen und Exzesse in einzelnen Wiener Vororten den Antrag an das hohe Haus rechtfertigen, die vorliegende Petition dem stenographischen Protokolle vollinhaltlich beizudrucken. Dieser Antrag wurde angenommen.

— Eine sonderbare Nachricht verbreitet das ungarische Blatt „Fövarosi Lapok". Ein bekannter munifizenter Menschenfreund soll an dem Tage, da das Magnatenhaus das Rezeptionsgesetz votierte, eine Stiftung von einer halben Million Gulden mit der Bestimmung gemacht haben, daß die Zinsen dieses Betrages zur „Einschmelzung der Juden" in das Ungartum verwendet werden sollen. Derselben Quelle zufolge haben die Kommission, welche mit der Ausarbeitung des detallierten Stiftungsbriefes betraut wurde, ihre Thätigkeit bereits begonnen und werde ihr Elaborat schon demnächst vor die Oeffentlichkeit bringen. Dazu bemerkt das Budapester Tagebatt: „Wir halten diese Mitteilung für eine Mystifikation, deren Tendenz kaum erörtert zu werden braucht. Wir können es unmöglich glauben, daß es jenem ungenannt sein wollenden Menschenfreund nicht bekannt sein sollte, daß diese Stiftung eine Insulte für die ungarländischen Israeliten wäre, welche sich in guten und schlimmen Tagen von jeher

eins fühlten mit der ungarischen Nation, deren Kämpfe und Leiden sie geteilt, deren Trauer und deren Freude auch sie empfunden haben. Die Juden bedürfen der Aufforderung, Ungarn zu sein, wahrhaftig nicht, am allerwenigsten verdienen sie aber für ihren Patriotismus mit einer Bezahlung beleidigt zu werden." — Sehr wahr!

* r **Aus Rußland.** Die Behauptung unsrer Gegner, daß die Juden in Rußland in Reichtum schwelgen, ist von kompetenter Seite schon oft widergelegt worden. Von hohem Werte ist jedoch ein Urteil, das der Eroberer von Kars, der ehemalige Statthalter im Kaukasus, Graf Murawjew-Karskij, über die ökonomische Lage und über die Verfolgung der russischen Juden fällt. Dieses Urteil ist in den Memoiren des Grafen zu lesen, welche das jüngste Heft des „Russki Archiv" veröffentlicht. Graf Murawjew-Karskij durchreiste das jüdische Niederlassungsgebiet und hatte Gelegenheit genug, die Zustände daselbst persönlich kennen zu lernen. Er schreibt darüber folgendes: „Wir durchreisten das Gouvernement Witebsk, wo ich nach langer Zeit die jüdischen Städtchen wiedersah. Ich fand sie dem Verfalle preisgegeben infolge der Maßnahmen, welche man gegen die Juden ergriffen hatte. Aeußerste Not, Armut und Elend verfolgen allerorten dieses unglückliche Volk, und ich kann mir durch nichts erklären, warum man die Judenschaft solchen Verfolgerungen aussetzt, die doch der Einbürgerung von Industrie stelbstverständlich nicht nützen." Und Graf Murawjew-Karskij war ein National-Russe, der mit dem von den Antisemiten angefeindeten Liberalismus nichts gemein hatte!

— Im Monate März waren wir in der Lage, mitteilen zu können, daß der finnländische Senat einen Gesetzentwurf ausgearbeitet hat, wonach den Juden im Großfürstentume alle Rechte verliehen werden sollen, welche die finnländische Verfassung ausländischen Christen zusichert. Obzwar die Zentralregierung in Petersburg diesem Projekte Opposition machte, gelang es dem finnländischen Senate, den Sieg über die antijüdischen Strömungen der Petersburger Regierung davonzutragen und seinem Entwurfe Gesetzeskraft zu verschaffen. Die offizielle Publikation des Gesetzes erfolgt in den nächsten Tagen. Die Juden in Finnland haben also nunmehr das unbeschränkte Niederlassungsrecht sowie das Recht zum Ankaufe von Immobilien in den Städten und von Grund und Boden auf dem flachen Lande und sind in der Wahl ihres Erwerbes durch nichts beschränkt. Ferner hat der finnländische Senat gleichzeitig Mischehen zwischen Juden und Christen für zulässig erklärt.

— Nach einem Rundschreiben, welches der Minister der Volksaufklärung neulich erlassen hat, werden im Südwestgebiet diejenigen Juden, welche ihre Glaubensgenossen ohne obrigkeitliche Erlaubnis in der Religion und im Hebräischen unterrichten zur Verantwortung gezogen werden. Falls sie jedoch auch in anderen Lehrgegenständen unterrichten, so werden sie noch auf Grund eines am 3. April 1892 erlassenen Gesetzes zur Verantwortung gezogen. — So lautet eine halbamtliche Notiz in einem offiziösen Blatte.

* **Ein alter Zopf** soll jetzt in Griechenland abgeschnitten werden, wenigstens wünschen dies die Lichtfreunde. Das Blatt „Asty" in Athen veröffentlichte am letzten Charfreitag einen Artikel in dem es die Geistlichkeit beschwor, den schon seit Jahrhunderten in Griechenland bestehenden abscheulichen Gebrauch in der Charwoche, das Bild eines Juden, welches den Verräter Judas darstellen soll, zu verbrennen, nun für immer abstellen zu wollen, da dieses Vorgehen nur zum Hasse und Verachtung gegen die Juden aufreize, die heute aufrichtige und zu allen Opfern bereitwillige griechische Patrioten sind. In Korfu ist zwar dieser Gebrauch gänzlich unbekannt, aber in anderen griechischen Städten, so in Patras, Athen und Chalkis auf der Insel Euboea, wo gleichfalls Juden wohnen — in letzterem Städtchen existiert sogar eine uralte Gemeinde griechischer Juden — wird dieser Gebrauch noch heute eingehalten, und gab er schon oft Anlaß zu Ausschreitungen gegen die Juden.

* **Argentinisches.** Unter dem 16. Mai schreibt die La Plata-Post in Buenos-Ayres: „Aus den jüdischen Kolonien sind uns Klagen zugekommen, daß den Kolonisten die ihnen in Rußland vor ihrem Abgange vom Herrn General v. Feinberg namens der Gesellschaft gemachten Versprechungen hier nicht gehalten werden. Dies bezieht sich in erster Linie auf die Verträge, welche das gegenseitige Rechtsverhältnis festsetzen sollen; diese Verträge seien den jüdischen Kolonisten bisher noch immer nicht eingehändigt worden, und dieselben wissen also nicht, welche Rechte und Pflichten ihnen aus der Bearbeitung des Koloniebodens erwachsen. Sie wissen nicht, ob sie Pächter oder Tagelöhner sind, oder ob der von ihnen bearbeitete Grund und Boden einmal in ihr Eigentum übergehen wird, und unter welchen Bedingungen. Wir wissen nicht, ob und wie weit die Klagen der jüdischen Kolonisten gerechtfertigt sind, wissen jedoch, daß im Falle die Verträge wirklich noch nicht übergeben worden sein sollten, dies von der Direktion der Gesellschaft sobald als möglich veranlaßt werden muß, denn durch Feststellung der Rechtsverhältnisse, welche die Grundlage jeder Arbeit sind, können nur beide Teile gewinnen. Wir sehen von einer Veröffentlichung des Wortlautes der Beschwerde der Kolonisten ab, erstens weil wir der Ansicht sind, daß dieselbe keinen Vorteil bringen würde, zweitens wegen ihrer Form und drittens, weil die jüdische Kolonisations-Gesellschaft ein Privatunternehmen ist, welches zu kontrollieren sehr fraglich erscheint." — Aber eine Aufklärung wenigstens durch die jüdische Zeitschriftenpresse ist sicherlich allen sehr erwünscht.

— Am 27. v. M. schiffte der Vertreter des Norddeutschen Lloyd in Libau (Kurland) auf dem geräumigen Dampfer „Ansgar" wieder gegen 500 Israeliten aus dem Gouvernement Grodno ein, welche ihren vielen bereits ausgewanderten Glaubensgenossen nach Argentinien nachfolgen wollen. Die Abfahrt des festlich geschmückten Schiffes gestaltete sich wieder sehr erschütternd und ging vor den Augen eines massenhaft auf dem Quai versammelten Publikums von statten. Kurz vor der Abfahrt des Schiffes hielt der Agent des Baron Hirsch eine Ansprache an die Scheidenden, ihnen eine glückliche Reise wünschend und auch eine Glückwunsch-Depesche des Baron Ginzburg in Petersburg, des Präses des Zentral-Komités für die Hebräer-Auswanderung, verlesend. — Der Dampfer „Ansgar" bringt die Auswanderer bis Bremen, wo er unmittelbar an Bord des für die Weiterfahrt nach Buenos-Ayres bestimmten Lloyd-Salondampfers „Mark" anlegt. Die nächste Auswanderer-Beförderung nach Argentinien ist der Pfingstfeiertage wegen aufgeschoben und soll in Monatsfrist stattfinden. — Dieser Bericht macht den obigen noch unverständlicher.

Gemeinde, Synagoge und Schule.

* **Berliner Nachrichten.** Man schreibt uns: In dem Leitartikel der letzten Nummer eines hiesigen Blattes wird die Ungenügsamkeit der sogenannten Konservativen in

der Berliner Gemeinde zu illustrieren gesucht durch die Thatsache, daß der „orthodoxe" Zentralverein beantragt hat, es möge bei dem im Osten neu einzurichtenden Gottesdienst an den hohen Feiertagen der gemäßigt-konservative Ritus der Kaiserstraßen-Synagoge eingeführt werden. Wie steht es aber in Wirklichkeit mit dieser Ungenügsamkeit? Im vorigen Jahre waren an den genannten Feiertagen von Gemeinde wegen sechs Gottesdienste veranstaltet worden, und in all diesen Interimssynagogen gelangte das Gebetbuch des Gotteshauses in SW., d. h. das am meisten reformierte, zur Verwendung. Und wenn nun gefordert wird, es möge wenigstens ein Gottesdienst etwas konservativeren Charakter tragen, dann nennt man dies Ungenügsamkeit, und wenn der Vorstand dieser gerechten Forderung entspricht, dann heischen seine Parteigänger Dank und Anerkennung und — last but not least — die Wieder- und Neuwahl der von ihnen präsentierten Kandidaten für die bevorstehende Repräsentantenwahl. Ob's gelingen wird?

— In Sachen des Religionsunterrichts an den hiesigen öffentlichen Schulen liefert Herr Willy Heß weiteres statistisches Material. Er beschäftigt sich in dem zweiten Abschnitt seiner Artikel serie mit den höheren und mittleren Mädchenschulen und gelangt zu dem folgenden Resultat: Zwei königliche Mädchenschulen werden von 190 jüdischen Schülerinnen besucht, an beiden Schulen wird jüdischer Religions-Unterricht nicht erteilt. An den sechs städtischen Mädchenschulen, die von 1668 jüdischen Schülerinnen besucht werden, ist für jüdischen Religions-Unterricht gesorgt. Von den etwa 1400 Schülerinnen, die höhere und mittlere Privat-Mädchenschule besuchen, erhalten nur 368 Unterricht in der jüdischen Religion. Im ganzen befinden sich in den höheren und den mittleren Mädchenschulen etwa 3250 jüdische Schülerinnen, von denen nur 2036 Gelegenheit gegeben ist, jüdischen Religionsunterricht in ihrer eigenen Schule zu genießen. An dem Umstand, daß von den Privatschulen nur sehr wenige Religionsunterricht eingeführt haben, sind freilich nur die Eltern schuld. Viele der Vorsteher resp. Vorsteherinnen würden diesen Unterricht einführen, wenn die Eltern es verlangten; ja einzelne hatten dies gethan, mußten aber die Kurse aus Mangel an Teilnahme einstellen. Dagegen kommt es nicht selten vor, daß die jüdischen Mädchen den christlichen Unterricht im „Alten Testament" besuchen, woran natürlich gleichfalls die Eltern die Schuld trifft. Daß dieser Unterricht nicht geeignet ist, Liebe für das Judentum zu erwecken, liegt auf der Hand.

— In dem Konzertgarten Schönhäuser-Allee 148 veranstaltete am Dienstag der Verein Gemilus Chaßodim sein diesjähriges Sommerfest. Der geräumige Garten war bis auf den letzten Platz gefüllt und das ganze Arrangement erntete und verdiente rückhaltlose Anerkennung. Derlei Veranstaltungen tragen wesentlich zur Kräftigung solcher der Menschenliebe geweihten Vereine bei, indem sie das Band der Zusammengehörigkeit fester um die Vereinsgenossen schlingen. Und ist auch nicht immer der materielle Erfolg erheblich, so bleibt doch den Leitern das schöne Bewußtsein, ihre dem Ernst des Lebens preisgegebenen Mitglieder einmal in angemessener Weise angeregt und unterhalten zu haben. Und auch das ist eine Wohlthat, ein Stück Gemilus Chaßodim.

— In der außerordentlich zahlreich besuchten letzten regelmäßigen Sitzung der Wissenschaftlichen Vereinigung jüdischer Schulmänner zu Berlin, hielt Herr Landesrabbiner Dr. Feilchenfeld aus Schwerin in Mecklenburg einen höchst interessanten Vortrag über: Die Methode des religiösen Unterrichts, besonders des biblischen Geschichtsunterrichts. Von eigentlichen methodischen Vorschriften hält der Herr Vortragende nicht viel. Da die Schüler seiner Anstalt wöchentlich nur 2—3 Religionsstunden haben, so teile er jede Stunde in zwei Hälften. Eine halbe Stunde werden Gebete genommen, eine halbe Stund bibl. Geschichte. (Hieraus ist schon zu ersehen, daß der Herr Landesrabbiner ein entschiedener Anhänger des hebräischen Gebetes ist.) Das erste Jahr diene zur Erlangung einer verhältnismäßigen Lesefertigkeit; am Schlusse des Jahres seien bereits kleinere, wichtige Gebetstücke zu übersetzen. Die Anwendung nur deutscher Gebete zur Erbauung hält der Vortragende nicht für berechtigt, da alle derartigen Gebete, weil sie sich nur auf die allergewöhnlichsten Lebensbedingungen erstrecken, zu sehr ins Triviale fallen. Die hebräischen Gebete dagegen erwecken den Sinn wahrer Frömmigkeit, denn sie enthalten weniger Bitten als Lobpreisungen Gottes. Während aber in den meisten Wissenschaften das Wissen an und für sich genügt, ist bei den religiösen Gebeten die häusliche Anwendung derselben die Hauptsache. In den späteren Jahren ist vor allem auf das kultuelle Bedürfnis Rücksicht zu nehmen. Auch das notwendigste der hebräischen Grammatik möge im Anschluß an das Uebersetzen getrieben und erst in den letzten Jahren systematisch zusammengestellt werden. Inbezug auf den bibl. Geschichtsunterricht ist streng darauf zu halten, daß selbst die jüngeren Kinder sich nicht am Unterricht christlicher Schüler auch des Alten Testaments beteiligen, da die Behandlung dieser Stoffe von seiten der christlichen Lehrer eine spezifisch christliche ist und gerade bei jüngeren Kindern die einmal erhaltenen Eindrücke dauernd haften. Was den Lehrgang im bibl. Geschichtsunterricht betrifft, ist es durchaus nicht nötig, die gewöhnliche chronologische Reihenfolge zu beachten. Man bringe zunächst dem Kindesgemüt leicht faßliche, möglichst anschauliche Erzählungen, beginne also z. B. nicht mit der Schöpfung. Auch im ersten Jahre erzähle man bereits von Gideon, einiges von David, von Ruth und Ester. Man soll sich nicht streng an die Sprache der Bibel halten, denn diese sei nicht für Kinder geschrieben. Wenn man auf recht kindliche Weise erzählt, spart man auch manche unnütze Erklärung. Für das Bibellesen könne Ref. sich nicht erwärmen weil nicht nur den Kindern, sondern auch vielen Erwachsenen das rechte Verständnis für die Bibel fehlt. So viele glauben die Bibel zu verstehen, weil sie nicht **gewöhnt** sind, sie zu verstehen. Alsdann klagte der Herr Redner über häufig falsche Ausdeutung der bibl. Erzählungen. — Es würde uns zu weit führen, auf die vom Herrn Rabbiner angeführten einzelnen Beispiele einzugehn. Als Hauptmoment seiner Ausführungen ergab sich, daß der Lehrer möglichst die guten Seiten der bibl. Charaktäre zu schildern habe, das Schlechte heben schon unsere Gegner sattsam genug hervor. Wo schlechte Eigenschaften des Volkes Israel erwähnt werden, soll man zu milder Beurteilung derselben anregen und über die Darstellung der schlechten Volkszüge nicht der vielen das Volk Israel lobenden Aussprüche der Bibel zu erwähnen vergessen. Ferner ist noch auf die Einprägung passender Bibelsprüche und Thatsachen großes Gewicht zu legen, während die Zahlen nur eine geringe Rolle spielen. — Nachdem der Herr Vortragende dann noch in ähnlicher Weise sich über den Unterricht in der jüdischen Geschichte geäußert,

schloß er seinen höchst belehrenden Vortrag, der von den Mitgliedern der Vereinigung und den zahlreichen Gästen mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde. -k

* **Aus Elberfeld** wird uns unterm 10. Juni geschrieben: Der letzte Vortragsabend unseres Mendelssohn-Vereins war außerordentlich zahlreich besucht, was seinen Grund darin hatte, daß es dem Vorstande gelungen war, Herrn Redakteur J. Mansbacher aus Berlin als Redner zu gewinnen. Herr Mansbacher, welcher früher längere Jahre an der hiesigen „Elberfelder Zeitung" als Redakteur thätig war, hat sich durch verschiedene sehr gediegene Vorträge, die er im Verein gehalten und durch sein reges Interesse, welches er für unsere gute Sache stets bekundet, große Verdienste um unseren Verein erworben, weshalb er denn auch bei seiner Uebersiedlung nach Berlin zum Ehrenmitgliede unseres Vereins ernannt wurde. „Arbeit und Arbeiter im Altertume" — so lautete das Thema, über welches Herr Mansbacher auf Wunsch des Vorstandes sprach und dessen Inhalt — den ich selbstredend nur in aller Kürze hier wiedergeben kann — auch die Leser Ihrer geschätzten Zeitung interessiren dürfte. Die Erscheinungen der Gegenwart — so ungefähr führte der Redner aus — haben ihre Begründung in der Vergangenheit. Sie können daher in dieser Beleuchtung voll verstanden werden. Beispielsweise ist dieses der Fall bezüglich der Wertschätzung der Arbeit, insbesondere der körperlichen, über die in der Gegenwart so ungeheuer viel geredet und geschrieben worden. Grade aber für die Bekenner des Judentums ist dieses Thema von ganz besonderem Interesse, weil zu den zahlreichen Lügen, die in den letzten Jahren antisemitischerseits gegen uns geschleudert werden, auch diejenige immer und immer wiederkehrt, die Juden seien niemals ein Volk der Arbeit gewesen, sondern hätten zu allen Zeiten nur den Handel ꝛc. betrieben. Da verlohne es sich denn an der Hand der Geschichte die Anschauungen einmal Revue passieren zu lassen, die bei den Kulturvölkern des Altertums bezüglich der körperlichen Arbeit herrschend gewesen und diejenigen anschauungen ihnen gegenüber zu stellen, welche bei den Juden die Ausschlaggebenden waren. — Und nun gelangten die Geistesheren der Griechen und Römer Plato, Cato, Sokrates ꝛc. nach einander zu Wort, eine Sammlung von Citaten, die jedem den Beweis erbringen mußte, daß die Wertschätzung der körperlichen Arbeit dort eine absolut niedrige war, der gegenüber der Redner stolz auf die entgegengesetzte hinweisen durfte, welche das jüdische Volk auszeichnet und über die kein geringerer als Franz Delitzsch das herrlichste Urteil gesprochen hat. Der Vortrag schloß mit einem Appell an die Hörer, der Ehrenpflicht zu genügen, für die Wiederbelebung des Handwerks unter den Juden mit allen Kräften thätig zu sein, selbst und obgleich die augenblickliche Lage des Handwerks nicht grade glänzend sei. — Reicher, allseitiger Beifall lohnte den Redner, der uns hoffentlich noch recht oft durch weitere Vorträge erfreuen werde, welchen Wunsch auch der Vorsitzende, Herr Hermann Strauß, dem Redner gegenüber aussprach und der auch von dem zahlreichen Auditorium, das sich zu Ehren des Vortragenden von seinen Sitzen erhob, geteilt wurde. M. L. Wetzstein.

* **Rheinischer Rabbiner-Verband.** Man schreibt uns aus Godesberg am Rhein: Am 4. d. M. hatten sich hier sämtliche Rabbiner der Rheinprovinz, soweit dieselben eine Gemeinde vertreten, eingefunden, um einen Provinzial-Rabbiner-Verband zu gründen. Anwesend waren die Herren Dr. Dr. Auerbach-Elberfeld, Frank-Cöln, Horowitz-Crefeld und Jaulus-Aachen als Einberufer, ferner: Baßfreund-Trier, Cohn-Bonn, David-Düsseldorf, Koch-Barmen, Samuel-Essen, Singer-Coblenz und Tawrogi-Kreuznach. Nach Eröffnung der Sitzung wurde Dr. Horowitz zum Leiter der Versammlung, Dr. Frank zum Stellvertreter gewählt; Dr. Dr. Samuel und Koch werden zu Schriftführern berufen. Dr. Horowitz begrüßte sodann die Erschienenen, anknüpfend an den Schriftvers Jes. 57, 19. Redner stellte fest, daß die Gründung des Verbandes lange geplant gewesen und eine Forderung der Zeit sei, und daß dieselbe nur von segensreichen Folgen begleitet sein könnte. Alsbald trat die Versammlung, laut Tagesordnung, zur Festsetzung der auf wenige knappe Sätze beschränkten Statuten. Aus denselben seien folgende §§ hervorgehoben: „Zweck des Verbandes ist die Behandlung gemeinsamer religöser und Rabbinatsangelegenheiten. Mitglied des Verbandes kann jeder in einer Gemeinde der Rheinprovinz oder der benachbarten Provinzen angestellte Rabbiner werden." Um jeden Keim des Zwiespalts zwischen Amtsbrüdern nicht aufkommen zu lassen, ohne jedoch dem Verbande die Möglichkeit zu rauben, auch zu religiösen Streit- und Parteifragen Stellung zu nehmen, beantragte Dr. David folgenden Zusatz zu § 1: „Beschlüsse über religiöse Parteifragen können nur mit Zustimmung sämtlicher Mitglieder des Verbandes gefaßt werden." Derselbe wird zwar nicht ins Statut aufgenommen, jedoch als Resolution angenommen und protokolliert. — In der Nachmittagssitzung wurden folgende Anträge gestellt: 1. Dr. Singer-Coblenz: „Ich beantrage, bestimmte Sphären — am besten auf Grundlage der Regierungs- und Kreiseinteilungen der Provinz — abzugrenzen; diese dem nächstwohnenden Rabbiner für Religionsschulprüfungen, beziehungsweise rabbinische Amtshandlungen, derart zu überweisen, daß kein anderer Rabbiner in diesem Teile obige Funktionen ohne Genehmigung des Ersteren übernehmen darf." — 2. Dr. Frank-Cöln: „Der rheinische Rabbinerverband beschließt, seine Wirksamkeit vorzüglich auf die Erteilung des Religiosunterrichtes in kleinen, nicht leistungsfähigen Gemeinden zu richten und die erforderlichen Schritte zu thun, um die Mittel dazu aufzubringen." In Verfolg beider Beschlüsse wird eine Kommission von 3 Mitgliedern niedergesetzt und mit der Ausführung betraut. Leider muß wegen vorgerückter Zeit ein von Herrn Dr. Jaulus angekündigter Vortrag ausfallen. Als Vorstand bezw. geschäftsführenden Ausschuß werden die Herren Horowitz, Frank und Samuel gewählt und Godesberg zum Ort der nächsten Jahresversammlung bestimmt. Die Sitzung, die um $7^1/_2$ Uhr geschlossen ward, hinterließ in allen Teilnehmern einen wohlthuenden und bedeutenden Eindruck, und das Gefühl, daß hier ein für die beteiligten Rabbiner wie für die Gemeinden und das Judentum überhaupt nutz- und heilbringendes Werk zustande gekommen sei, dem der Segen Gottes nicht fehlen werde. Dr. S.-E.

* **Der „Lotterie-Prozeß" in Hörde.** Die Strafkammer in Dortmund hatte, wie wir seiner Zeit berichteten, Mitglieder des Synagogenvorstandes in Hörde wegen Veranstaltung einer Lotterie ohne obrigkeitliche Genehmigung zu je 30 Mk. und wegen Stempelhinterziehung zu je 2500, im ganzen zu 17,500 Mk. verurteilt. Zum Zwecke der Erbauung einer Synagoge wollte der Vorstand eine Ausspielung von geschenkten Gegenständen unter den Angehörigen der Gemeinde veranstalten. Er war der Meinung, die Sache lasse sich ohne weiteres machen, zumal auch die Ortsbehörde

die Lotterie schweigend duldete. Das Reichsgericht hatte das Erkenntnis der Strafkammer aufgehoben und die Sache zur nochmaligen Entscheidung an die erste Instanz zurückverwiesen, da die Verurteilung wegen Stempelhinterziehung zu Bedenken Anlaß gebe. Nun hat die Strafkammer anders entschieden; da es den Mitgliedern des Synagogenvorstandes gar nicht darauf angekommen sei, den Stempel zu hinterziehen, wurde nur fahrlässige Stempelsteuerhinterziehung angenommen, für die an und für sich eine Strafe nicht festgesetzt wurde, da ideale Konkurrenz in Verbindung mit Lotterievergehen vorlag. Die Strafe lautete für jeden der Angeschuldigten auf 30 Mk.

* **B. J. G. B.** Das heißt: Böhmisch-Israelitischer Gemeindebund. Eine Versammlung der Vertreter von 37 israelitischen Kultusgemeinden Böhmens beschloß die Gründung eines Bundes der israelitischen Gemeinden in Prag. Bei vollkommener Gleichberechtigung der beiden Landessprachen bezweckt der Bund die Förderung der Verwaltungs-, Bildungs- und Wohlthätigkeitsangelegenheiten der israelitischen Kultusgemeinden. Als Mittel zur Errichung dieses Zweckes soll unter anderem ein wirksamer Rechtsschutz gegen gesetzwidrige Angriffe auf Juden und das Judentum dienen. Religiöse, politische und nationale Fragen bleiben von der Bundesthätigkeit ausgeschlossen.

*z **Dr. M. Grünwald.** Aus London schreibt man uns: Dr. Moritz Grünwald, Großrabbiner von Bulgarien, ist Montag den 10. Juni hier in Bonn's Hotel, Great Precot Street, gestorben. Eine Woche vorher war er in London eingetroffen und sollte in mehreren Synagogen predigen. Am Abend des 8. Juni wurde er plötzlich schwer krank, und drei Aerzte, die an sein Krankenbett gerufen wurden, erklärten einstimmig, daß der Rabbi nur durch eine Operation am Leben erhalten werden könne. Der Zustand Dr. Grünwald's machte jedoch die Operation unmöglich und Montag früh verschied der Patient. Das traurige Ereignis hat in ganz England die tiefste Teilnahme hervorgerufen. Dr. Grünwald stand in der Blüte seiner Jahre: er wurde 1853 in Ungarisch-Hradisch geboren, war also erst 42 Jahre alt, 1878 bezog er das Breslauer Seminar und bestand 1881 die theologisch-wissenschaftliche und die talmudisch-rabbinische Prüfung. Die Grundsätze, die er auf dem Seminar annahm, verleugnete er weder in seinem Leben, noch in seinen Schriften. Dr. Grünwald's litterarische Werke waren zahlreich und trugen hauptsächlich einen philologischen Charakter. Unter den bedeutendsten mögen erwähnt sein: „Die Hagadah in den Werken der Kirchenväter," eine Uebersetzung vom Französischen ins Deutsche (die er ehe er nach Breslau ging, in Paris vollendete) von Solovicek's Buch über „Moses, Christus und Mohamed", „Geschichte der Juden in Böhmen" und ein Buch über den „Jüdisch-Deutschen Dialekt." Eine Zeitlang gab er das „Jüdische Zentralblatt" heraus und war ein fleißiger Mitarbeiter an den bedeutendsten jüdischen Blättern und Zeitschriften. 1881 wurde Dr. Grünwald zum Rabbiner und Prediger in Belovar (Kroation) gewählt und 1884 ging er nach Pisek, wo er zwei Jahre blieb. Dann erhielt er einen Ruf nach Jungbunzlau (Böhmen), wo er bis Mai 1893 Rabbiner der Gemeinde, Direktor und Religionslehrer an det jüdischen Schule und Lehrer der jüdischen Religion am Gymnasium war. 1893 erhielt er die Bestallung als Großrabbiner von Bulgarien, mit dem Sitze in Sofia, und Dr. Grekow, der damalige Justizminister, überreichte ihm im Mai desselben Jahres die Bestätigungsurkunde der Regierung. Dr. Grünwald bekam eine im bulgarischen Budget vorgesehene hohe Besoldung, denn er war nicht nur Chef-Rabbi, sondern auch Leiter des Rabbiner-Seminars für Bulgarien, wo er Talmud und Midrasch lehrte. Während seiner ganzen Amtsdauer wirkte Dr. Grünwald eifrig und mit Erfolg für die Hebung der Ausbildung der bulgarischen Juden, und seine Aufgabe wurde ihm dadurch, daß er bei dem Fürsten Ferdinand und bei der Regierung in hohem Ansehen stand, wesentlich erleichtert. Dr. Grünwald war Ehrenmitglied des Beni-Zion-Vereins in London und korrespondierendes Mitglied der französischen, rumänischen und archäologischen Gesellschaft. — Nachbemerkung der Redaktion. Wir betrauern in dem Entschlafenen einen treuen Freund, und unermüdlichen Förderer, der trotz großer Ueberbürdung immmer Zeit hatte, wenn es galt irgend ein litterarisches Werk zu würdigen, ein journalistisches Unternehmen zu stützen. Ehre dem Andenken des arbeitsfreudigen Mannes!*)

* St. **Aus Amerika.** Habeamus papam, nämlich die Ahawath Cheßed-Gemeinde in New-York, deren Prediger der entschlafene Dr. Alex. Kohut gewesen ist. Der Erwählte ist Dr. Davidsohn, der in Ungarn studiert hat und ein tüchtiger Theologe und gewandter Redner ist. Vor ungefähr 12 Jahren kam er nach Amerika, erlernte in ungewöhnlich kurzer Zeit die englische Sprache und fungierte in mehreren Gemeinden, zuletzt in Montgomery, Alabama. In seiner Probepredigt beleuchtete Dr. D. die vorwaltenden optimistischen und pessimistischen Auffassungen über die Zukunft des Judentums. Während zugestanden werden muß, daß sowohl der orthodoxe wie der radikalste Jude darin übereinstimmen, daß die Juden noch immer die Mission haben, durch ein tugendhaftes und Heiligkeit erstrebendes Leben die Göttlichkeit der Religionsoffenbarung zu bekunden, so giebt sich doch eine entschiedene Teilung der Auffassung kund über das, was bindend im Glauben und der Befolgung der Religionssatzungen, und das, was nebensächlich geworden und überlebt ist. Da ist z. B. die Vernachlässigung der Kenntnis des Hebräischen, die Uebertragung des Ruhetages vom Samstag auf Sonntag, die Hintenansetzung so vieler herrlicher, poetisch-verklärter Symbole, welche tief einschneidend in die Fortentwicklung des jüdischen Religionsgedankens sich erweisen.

— Wenn auch post festum, gestatten Sie mir wohl, einen Auszug aus der Schabuot- und Konfirmationsrede Ihres gelehrten, hier allgemein verehrten Mitarbeiters, Rabb. Dr. Kohler-New-York, wiederzugeben. Sie war lehr- und sinnreich und kann auch nach dem Feste mit Nutzen gelesen werden. Dr. Kohler führte u. a. aus:

„Die Offenbarung Gottes am Sinai ist ein Gemälde, so großartig, daß keine Künstlerphantasie, kein Malerpinsel, keine Litteratur der Welt es nachzuahmen oder darzustellen vermöchte. Allein diese Erzählungen haben für die Kindheit der Menschen, nicht für den gereiften Verstand unserer Zeit, Wert und Ueberzeugungskraft. Uns thut sich das Göttliche einzig und allein im Ewig-Menschlichen kund. Uns bilden die beiden Bundestafeln die zwei Pfeiler der Sittlichkeit und Menschlichkeit, die Grundlagen der Zivilisation. Deshalb feiern wir dieses Fest der Offenbarung als das größte Ereignis der Weltgeschichte. Allein ist man denn heute noch

---

*) Für unsre Berliner Leser fügen wir die Ergänzung hinzu, daß Dr. Grünwald s. A. ein Schwager des hiesigen Rabbiners Herrn Dr. Weiße gewesen.

mit solcher Vereinfachung zufrieden? Wozu zwei Tafeln mit Gott und Gottesdienst auf der einen, und Humanität und Herzensweihe auf der andern? Die eine Tafel thut's! Humanität! Das ist, was gefordert und geboten werden soll! Brot für die Hungernden, Kleidung für die Nackten, Arznei für die Kranken und Arbeit für die Müßigen! Das thut not, alles andere ist überflüssig. . . . Ist das nun schon Judentum? Hat die Religion, hat Israels Gang durch die Jahrtausende, hat der Weltgeschichte Dauer, das Rätsel des Menschenlebens, das Sehnen des Menschengeistes wirklich keinen anderen Sinn und Zweck, als die Welt zu einer großen Fütterungs- und Versorgungsanstalt der von Hunger und Schmerz gequälten Menschheit zu machen?" Und auf die einstimmige Erklärung Israel's unter Josua hinweisend, daß er seinem Gotte, der ihm Schutz und Schirm war, dienen wolle, rief der Prediger aus: „Dem Juden im finstern Ghetto war sein Gott sein Alles. Sein Sabbat war ihm Licht in der Nacht, sein Festtag Wonnen im Weh, seine Thora sein Stolz inmitten aller Verachtung, sein Glaube sein Trost und seine Stütze im schwersten Drangsal. Der heutige Jude kann im Vollgenusse der Freiheit und der Bildung und der modernen Kulturschätze mit all' ihrem Komfort des alten Vätergottes entbehren. Ja, er thut sich noch auf seine liberale Gesinnung was zu Gute, wenn er Gotteshaus und Sabbatweihe und all' die frommen Erinnerungen aller Zeiten von sich schleudert . . . Es ist nicht so leicht, Jude sein, wie Ihr glaubt. Mit dem Zeitgeist, mit den Humanitätsforderungen kann man sich durch Geld und Güte abfinden. Und ich bitte Euch, betrachtet unsere stolze, selbstbewußte Zeit recht. Hat sie nicht mit ihrer Taubheit gegen den Himmelsruf: Ich bin Dein Gott, alle Dämme der Leidenschaft hinwegfluten lassen und was seht Ihr heute auf jedem Geschäftsschild und Gewerbszeichen, auf jedem Tagesblatt und jedem Menschengesicht geschrieben, als das Wort der Hölle: Gieb! Gieb! als die Unruhe nimmersatter Begehrlichkeit? Und weil das erste und das letzte Gebot nicht mehr gelten, drum ist auch die Sabbatruhe und das Familienglück und des Hauses Frieden nicht mehr in Israel vorhanden!"

Hier und dort.

— Auf die Revision des Staatsanwaltes hat das Reichsgericht das vom Berliner Gerichtshofe am 13. März d. J. gefällte Urteil aufgehoben, soweit durch dasselbe der Redakteur des Bundschuh, von Mosch, von der Anklage der Beschimpfung der jüdischen Religionsgemeinschaft freigesprochen wurde.

— Herr Dr. Chodowski in Oels hat die ihm angetragene Rabbinerstelle in Preußisch-Stargardt abgelehnt. — In Greifenberg in Pommern verschied plötzlich Herr Kontor Privin aus Graudenz. — Landsgerichtsrat Berlin in Nürnberg ist als Oberlandesrichter nach München versetzt worden. Nach der „Frankf. Ztg." ist Herr B. Jude und seine Ernennung nach einem früheren Falle wieder das erste Mal, daß ein jüdischer Richter an das Oberlandesgericht berufen wird. — Am 1. Juli feiert der Senior der Kultusbeamten Ostpreußens, Herr S. Freyer in Marggrabowa sein 50jähriges Amtsjubiläum.

— Die Großherz. Hess. Regierung hat die Wahl eines besonderen orthodoxen Rabbiners (neben dem Landesrabbiner) für die orthodoxe Israelitische Religionsgesellschaft und ihre Anhänger in der Provinz Oberhessen bestätigt.

Brief- und Fragekasten.

Hrn. S. B. in L. Vielleicht in einer der nächsten Nrn., ein wenig gekürzt, in der Rubrik Für und Wider.

Hrn. H. A. in Frankfurt. Die Fortsetzung über die „Speisegesetze" und der Schlußart. über den Reichsverb. in nächster Nr.

Hrn. M. H. in Olmütz. Beiträge für den Fragekasten sind uns stets willkommen. Für Fragen und Antworten, die weitere Kreise interessieren, haben wir, trotzdem jede Nr. unseres Bl. überfüllt ist, immer Platz.

Wochen-	Juni 1895.	Sivan 5655.	Kalender.
Freitag . . .	21	29	(Sabb.-Anf. 8,44)
Sonnabend . .	22	30	קרח (S. Ausg. 9,29). [Sabb. Rosch-Chodesch Tammus.]
Sonntag . . .	23	1	2. Tag R.-Ch. Tammus.
Montag . . .	24	2	
Dienstag . . .	25	3	
Mittwoch . .	26	4	
Donnerstag . .	27	5	
Freitag . . .	28	6	

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 21. Juni in allen Synagogen, Abends 7½ Uhr.

Sonnabend, den 22. Juni in der alten Synagoge Morgens 8½ Uhr, in den übrigen Synag. Morgens 9 Uhr.

Predigten. Vorm. 9½ Uhr: Alte Synagoge, Hr. Rabbiner Dr. Maybaum, Vorm. 10 Uhr: Lindenstr. Synagoge, Herr Rabbiner Dr. Stier. Nachm. 4 Uhr: Alte Synagoge, Herr Candidat Dr. J. Wiener.

Jugendgottesdienst. Nachm. 4 Uhr: Kaiserstr.-Synagoge, Hr. Cand. M. Warschauer.

Abendgottesdienst 9¼ Uhr.

Gottesdienst an den Wochentagen: in allen Synag. Morg. 6½ u. Abends 6½ Uhr.

Vereinstafel.

Name des Vereins.	Vorsitzender.	Schriftführer.	Rendant.	Controlleur.	Vereinsarzt.	Syndicus.
Humanitäts-Verein für Gewerbetreibende.	A. Büchel, Hackescher Markt 2.	B. Königsberger, Potsdamerstr. 13.	H. Löwy, Dorotheenstraße 92.	A. Sommerfeld Gertraudtenstraße 18/19.	Dr. Rosenthal, Alte Schönhauserstr. 53.	
Humanitätsverein Gewul tauw.	G. Michaelis, Winterfeldtstraße 34.	L. Rieß, Stralauerstraße 33.	E. Dewitz, Kurfürstenstr. 20.		Dr. Löwenstein, Kl. Frankfurterstr. 5. 8—9. 4—5. Dr. Samter, Wilhelmstr. 12 8—9½. 4½—6.	Rechtsanwalt Cohn, Spandauerstr. 36/37 4—5. Rechtsanwalt Lehmann, Andreasstr. 32. 3½—6½.
Wohlthätigkeitsverein Gemilus Chassodim:	J. Rosenthal, Landsbergerstraße 76. 8—9.	J. Rehfeld, Dragonerstr. 7.	J. Baschwitz, Friedrichstraße 123.	Rechtsanwalt Goldschmidt, Rosenthalerstraße 19.	Dr. Margoniner, Lothringerstr. 50. 8—9. 4—3.	

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94.